Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 41 — Leipzig, den 11. Oktober — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Bitte im Glauben und zweifle nicht! — Die Frage nach dem Wesen der Religion — Die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments: 3. Das Für und Wider — Der antike Kommunismus und Sozialismus (Erste Hälfte) — Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft. Von einem Armenier — Die Beleuchtung der Frauenfrage in Sarah Grands Romanen: The Heavenly Twins (Schluß) — Bücher und Schriften: Lebensfragen; Weltschöpfung, Sintflut und Gott; Die Bremer Schulbibel; Christliche Theologie und sozialistische Weltanschauung — Quittung — Anzeigen

Bitte im Glauben und zweifle nicht!

Wenn jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte von Gott, der allen ohne weiteres giebt und nichts vorhält, so wird es ihm gegeben werden. Er bitte aber im Glauben und zweifle nicht; denn wer zweifelt, gleicht einer Meereswelle, die vom Winde bewegt und hin und her getrieben wird. Jak. 1, 5.

Ein Wort, das ernsten Nachdenkens wert ist! Christliches Denken, christliches Beurteilen, christliches Streben erscheinen zwar denen, die sich den Wirkungen der religiösen Wahrheit entziehen, als Thorheit, im besten Falle als Schwärmerei; aber gleichwohl giebts keine höhere Weisheit als die, die in der Aneignung der christlichen Wahrheit liegt. Paulus sagt im ersten Korintherbriefe, das Christentum sei Weisheit bei den Vollkommnen, die vor der Welt verborgne göttliche Weisheit, die nun durch Christus offenbar geworden sei. Wir wollen damit die Weltweisheit nicht verkleinern, am allerwenigsten als etwas Unnützes hinstellen. Aber da handelt es sich um Erkenntnis, die für das irdische Leben von Bedeutung ist. Hier ist von jener Lebensweisheit die Rede, ohne die der letzte Zweck und das Ziel unsers Daseins sinnlos bleiben, ohne die wir keine Antwort zu geben wissen auf die Fragen: woher komme ich? wohin gehe ich? Ist des Menschen sittliche Persönlichkeit das Höchste in diesem gesamten Leben, in dem wir stehen, muß diese Persönlichkeit selbst mehr sein und höher stehen als ihr Schaffen und Wirken in dieser zeitlichen und vorübergehenden Welt, so muß sie in der ewigen sittlichen Persönlichkeit, in der alles Leben Grund und Wesen hat, ihre Kraft, ihre Ruhe und ihr Leben finden. In Gott Zweck und Ziel der Persönlichkeit und der irdischen Lebensarbeit finden, das ist die wahre Weisheit; denn sie macht alles, was wir thun, in letzter Weise den sittlichen Zwecken des Guten dienstbar. Gott sei gelobt, daß die Möglichkeit, zu dieser höchsten Weisheit zu gelangen, jedem offen steht, dem Gelehrten wie dem Ungelehrten, dem Hohen wie dem Niedrigen, dem Greise wie dem Kinde. Sie wird uns zu teil nicht durch Weltwissen und Weltkönnen, sondern dadurch, daß wir dem Walten Gottes in unsrer Brust, der Berührung seines Geistes unsre Herzensthür öffnen. So du bittest, so wird dir gegeben; denn Gott will alles in uns sein, er fordert nur von uns, daß wir ihm gegenüber aufrichtig und verlangend sind. Er giebt ohne weiteres, selbstlos, aus der Fülle seiner unendlichen Liebe und hält nichts vor, wenn du gläubig und ohne Zweifel bittest. Zweifle nicht! Eines darf dir nicht ungewiß sein, nämlich dieses, daß die ewige Liebe dich sucht und dein Heil will, daß dein Leben in Gott zu einem sittlichen und ewigen Ziel berufen ist. Diesem Zweifel Raum geben, heißt soviel wie sich abwenden von der sittlichen Idee des Lebens und sich entweder der Gedankenlosigkeit oder der Verzweiflung überlassen. Ein Zweifel mit Religion aber ist etwas ganz andres. Von diesem konnte ein so tief im christlichen Glauben gegründeter Mann wie Klaus Harms sagen: Wer mit Religion zweifelt, der hat die wahre Religion. Ihm wird die Religion durch Kampf hindurch zur innern Wahrheit.

Das ist die Gefahr unsrer Zeit, daß sich der Zweifel gegen die Religion selbst richtet. Nicht das ist ihre Gefahr, daß sich das Christentum durch tausend Zweifel hindurch vor der Anschauung und vor dem Wissen dieses gegenwärtigen Geschlechts rechtfertigt. Im Gegenteil, das ist der Beweis für die unverwüstliche Lebenskraft der christlichen Wahrheit, daß sie in ihrer ursprünglichen Klarheit und Reinheit auch vor der umfassenden und geläuterten Bildung dieser Zeit besteht. Die sind wahrlich kleingläubige Christen, die beim Emportauchen jedes neuen Zweifels aufschreien, als sei für das Christentum selbst und seinen Bestand zu fürchten. Je mehr jeder berechtigte Zweifel durchgekämpft wird, um so lauterer und reiner leuchtet die Wahrheit des Evangeliums empor. Wie eine ganze Zeit solchen Zweifel durchmachen muß, so auch der Einzelne in ihr. Aber dieser wird darnach auch um so fester, gewisser und überzeugter. Das wettergebräunte Angesicht des Schiffers, der von der Fahrt heimkehrt, beweist, daß er Sturm und Wellen getrotzt hat. Wer durch den Kampf der Zweifel hindurch gegangen ist, der läßt sich nicht mehr bald hierhin, bald dahin ziehen; sein Herz ist fest geworden. Ganz anders aber steht es mit jenem Zweifel, der sich von Anfang an als sittlicher Mangel offenbart, weil er sich von dem Ernste der ewigen sittlichen Realität abwendet. Je mehr dieser zunimmt, um so mehr wächst die Sünde im Menschen, zuerst vielleicht nur in der Erkenntnis, im weitern aber sicher auch im Wandel und im Handeln. Das Geheimnis von neun Zehnteilen dieser Zweifler ist die Abneigung, das zu sein, was das sittliche Gebot des Innern von uns verlangt. Der Mensch, der in seinem Handeln sittlich zweifelhaft zu werden beginnt, verfällt mehr und mehr dem Unglauben. Diese Zweifel steigen aus dem Herzen herauf, wie die Wolken, die auf den Hügeln hängen, Ausdünstungen der unter ihnen liegenden Sümpfe sind.

Wenn wir auf die vielen Verwüstungen sehen, die der irreligiöse Zweifel in unsrer Zeit hervorruft, dann drängt sich uns eine ernste Erwägung auf. Die Wichtigkeit einer aufrichtigen religiösen Erziehung kann garnicht genug geschätzt werden. Eltern und Lehrer sollen zwar nicht meinen, daß sie Kinder und Schüler vor den spätern mannigfachen Kämpfen des Glaubens bewahren könnten. Nur wenigen bleiben diese erspart; sie dienen auch zum Segen. Aber davor kann eine ernste religiöse Erziehung bewahren, daß der Mensch später nicht dem irreligiösen Zweifel verfällt. Wer wirklich ernste religiöse Eindrücke in der Kindheit und Jugend empfangen hat, wird sie später selten wieder völlig los, sie wirken nach und melden sich immer wieder. Aber wo dies nicht der Fall gewesen ist, da kann man sich freilich nicht wundern, wenn der Zweifel ohne und wider die Religion bei einem Menschen die Oberhand erhält. Nicht sogleich, aber doch zuletzt führt er

entweder in immer tiefere Oede des Herzens oder in Sünde und moralisches Verderben. Und doch ist Gott nahe dem, der ihn mit Ernst anruft. Wer in Gefahr steht, der Weisheit verlustig zu gehen, die dem Leben Zweck und Ziel giebt, der bete; Gott erschließt sich dem selbstlos, der ihn bittet. Seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Tn

Die Frage nach dem Wesen der Religion

Immer wieder beschäftigt sie den denkenden Menschen, den frommen zumal, aber auch den, der als Geschichtsforscher oder als Psychologe den Bildungen menschlicher Kultur nachspürt, die Frage nach dem Wesen der Religion. Besonders in der Gegenwart wird sie viel verhandelt, in gelehrten Arbeiten und im Privatgespräch. Lernen wir doch immer mehr die Religion wieder als eine Macht begreifen, als eine Macht in der Geschichte überhaupt, und als eine Macht, der wir in unserm eignen Herzen uns nicht entziehen können, selbst wenn wir möchten.

Aber uns will bedünken, daß bei der Beantwortung der Frage vielfach dadurch gefehlt wird, daß man drei verschiedne, wenn auch mit einander sich berührende Probleme verwechselt, nämlich die Fragen nach dem Wesen, nach dem Wert und nach dem Ursprunge der Religion.

Es erhellt ja leicht, wie man dazu kommt, diese Fragen mit einander zu vermischen. Gegen eine Theorie, die die Götter als die realisirt gedachten Herzenswünsche der Menschen auffaßt, die den Ursprung der Religion also ausschließlich im menschlichen Triebe sucht, muß natürlich protestiren, wer in der Religion ein objektives Gut findet; das Werturteil ist also mitentscheidend für die Frage nach dem Ursprunge der Religion. Und ebenso begreift man, wie der, der das „Wesentliche" seiner Frömmigkeit, das, was ihm seinen Glauben so unsagbar und unersetzbar wertvoll macht, im persönlichen Verhältnis zu Christo findet, das „Wesen" der Religion nicht in einer Formel ausgedrückt erkennen mag, die dieses ihm wichtigste Moment gar nicht nennt. Aber so enge darnach auch der Zusammenhang ist zwischen den drei Fragen nach Wesen, Wert und Ursprung der Religion, so sind sie doch an sich verschieden und müssen aus einander gehalten werden, will man zu wirklich haltbaren Ergebnissen kommen.

Fragen wir also hier nur nach dem W e s e n der Religion. Die Frage fällt zusammen mit der nach dem B e g r i f f e der Religion. Denn der Begriff ist das ideelle Abbild der Sache selbst, der logische Ausdruck für ihr Wesen.

Wie finden wir den Begriff der Religion? Nach allgemeiner Regel der Logik giebt es zwei Methoden der Begriffsbildung, die Induktion und die Deduktion, und alle Wissenschaft muß beide Methoden neben einander verwenden. Alles zusammenhängende, also gewiß auch alles wissenschaftliche Denken ist gleichsam ein Gewebe aus Einschlag und Zettel; wenn nicht beide in einander verwoben werden, ist kein Gewebe, wenn nicht beide Methoden der Begriffsbildung neben einander gebraucht werden, ist keine Wissenschaft möglich.

Es ist nötig, dies vorauszuschicken, da diese allgemeine logische Regel neuerdings in der Behandlung unsers Problems nicht immer beobachtet worden ist. Man hat auf der einen Seite gemeint, bei Bestimmung des Wesens der Religion allein wissenschaftlich zu verfahren, wenn man die geschichtlichen Formen der vorhandnen Religionen aufsuche, mit einander vergleiche und die allen gemeinsamen Merkmale heraushebe und aus ihnen den Begriff Religion bilde. Auf der andern Seite hat man diese Methode für undurchführbar gehalten, da niemand überall Umfrage halten könne, für zwecklos, da, wer die Religion sucht, von ihr einen Begriff schon mitbringt, und zugleich für irreführend, da der Normbegriff, der sagt, was echte Religion sei, nicht aus Umfrage, überhaupt nicht aus wissenschaftlicher Untersuchung gefunden werde, sondern im Glauben unmittelbar gegeben sei. Zwischen beiden Gegnern kann die Logik aber dahin entscheiden, daß sie bedingterweise beide Recht haben. Nur auf dem Wege der geschichtlichen Methode, d. h. der Induktion ist es möglich, zu einem Begriffe aufzusteigen, der wirklich Gattungs-, nicht bloß Art- oder Individualbegriff ist. Was das Wesen z. B. der Sprache ist, wird nie völlig richtig angeben können, wer nur eine einzige Sprache kennt und aus ihr Merkmale entnimmt, die bei andern Sprachen nicht zutreffen, also keine allgemein giltigen, keine dem Gattungsbegriff Sprache, sondern dem Artbegriff einer besondern Sprachfamilie (etwa den indogermanischen Sprachen) oder dem Individualbegriff einer einzelnen Sprache (etwa der deutschen) allein angehörige Merkmale sind. Wer den Begriff Pflanze allein aus den Merkmalen der Rose bestimmen wollte, wird vielleicht als Merkmal der Pflanzen überhaupt hinstellen, was doch nicht von allen gilt, nämlich daß sie wohlriechen. Es ist zwar richtig, daß es dem Einzelnen unmöglich ist, alle Religionen zu durchforschen, ja die gesamte heutige wissenschaftliche Welt vermag das nicht einmal in gemeinsamer Arbeit. Das beweist aber nichts gegen die Richtigkeit und Notwendigkeit der Induktion und zeigt nur, daß alle unsre „Wissenschaft" nichts Fertiges, nichts Vollendetes ist, sondern allezeit ein Werdendes, allezeit Stückwerk. Es ist auch ferner richtig, daß, wer die Religion sucht, von ihr schon einen Begriff hat, denn sonst würde er ja nicht Religion und Sittlichkeit, Rechtsbewußtsein u. dgl. von einander unterscheiden können; ohne Deduktion ist eben keine Forschung möglich. Aber dieser Begriff, den man an die Untersuchung mit heranbringt, ist doch nur ein vorläufiger, unfertiger, ist das unklare Wissen des populären Bewußtseins, das durch die wissenschaftliche Arbeit gereinigt und geklärt werden soll. Mit dem „Normbegriff" darf freilich weder der Begriff des populären Bewußtseins, noch der Begriff, der Ergebnis der wissenschaftlichen Bearbeitung ist, verwechselt werden. Denn der Normbegriff spricht ein Werturteil aus, sagt nicht, wie das Seinsurteil: das und das sind die Merkmale, die den Begriff der Religion ausmachen, sondern: zur vollkommnen Religion gehört das und das. Diese Frage betrifft nicht das Wesen, sondern den Wert der Religion.

Wollen wir wissenschaftlich arbeiten, so können wir nur die Methoden aller Wissenschaften gebrauchen, wie sie die Logik aufstellt und begründet; sollten diese nicht ausreichend erscheinen, so werden wir auf eine Weiterbildung der Logik zu denken haben, aber wir können nicht meinen, bei der Begriffsbestimmung der Religion von den Gesetzen der Logik frei zu sein.

Diese methodologischen Vorfragen sind nicht überflüssig, wie die Verschiedenheit teils der wirklich befolgten Methoden, teils der Ergebnisse beweist. Wäre das Problem überall gleich gestellt und die Frage nach dem Wesen der Religion von denen nach ihrem Wert und ihrem Ursprung säuberlich getrennt, wäre ferner in der Methode der Untersuchung Einheit, so könnten gewiß nicht so viele gänzlich verschiedne Antworten gegeben werden, wie sie unsre Frage thatsächlich gefunden hat.

Haben Tiere Religion? Wir leugnen es. Dann aber müssen wir konsequent auch sagen, daß — man gestatte vorläufig den Ausdruck — der Sitz der Religion nicht die Natur-, sondern die Vernunftseite des Menschen ist. Damit fällt sofort die positivistische Erklärung, die die Religion aus dem T r i e b e erklärt, sei es als Projektion der eignen Bedürfnisse in die Wirklichkeit, d. h. als Erschaffung eines Gottes oder einer Götterwelt, um die Befriedigung von sonst unerfüllbaren Wünschen zu erreichen, sei es als Sehnsucht nach dem idealen, das Gemüt vollbefriedigenden Dasein, nach Seligkeit. Aber auch das G e f ü h l als solches kann dann nicht der Sitz der Religion sein, wenn auch natürlich im Gefühl sich das religiöse Leben reflektirt, gerade so wie alle Lebensäußerungen im Gefühl ihre subjektive Resonanz finden. Damit ist nicht sowohl die berühmte Schleiermachersche Begriffsbestimmung der Religion als schlechthinniges Abhängigkeitsgefühl verworfen, als vielmehr verschiedne andre Erklärungen, z. B. die Religion sei ein zur Gewohnheit gewordnes Gefühl der Bewundrung, oder sie sei die Ehrfurcht vor dem, was über uns, was um uns und was unter uns ist, oder sie sei die Furcht vor unbekannten Mächten im Verein mit ästhetischen und sittlichen Gefühlen, oder endlich sie sei das Gewissen. Gewiß thut sich die Religion im Gefühle kund, und gerade ebenso reflektirt sich im Gefühl alles sonstige Vernunftleben, das Erkennen in der Gewißheit, das ästhetische Wahrnehmen in

der ästhetischen Lust, das sittliche Handeln im Gewissen, das technische Machen in der Freude über den Erfolg. Aber wie die Gewißheit nicht das Erkennen ist, so ist das religiöse Gefühl nicht die Religion selbst. Wäre sie nur Gefühl, so wäre sie auch bei Tieren möglich.

Also gehört die Religion zur Vernunftseite, zur Persönlichkeit der Menschen, zum Menschsein. Der Mensch als Individuum aber steht allem, was für ihn Außenwelt ist (das Ich dem Nichtich), entweder selbstthätig oder empfangend (spontan oder rezeptiv) gegenüber; seine Lebensbethätigung als Vernunftwesen ist also Wille und Erkenntnis. Die Frage ist also: ist die Religion ein Wollen oder ein Erkennen? Und dazu kommt die zweite Frage: welcher Art ist das Gegenüber, auf das sich das menschliche Wollen oder Erkennen in der Religion bezieht?

Beginnen wir mit dem letztern. Es tritt für uns in den Vordergrund; denn der populäre Begriff der Religion wird immer irgendwie ein Verhältnis zu „Gott" bestimmen. Ist das wirklich ein bleibendes Merkmal der Religion, daß sie ein wie auch immer geartetes Verhältnis zu „Gott" ist? Man sagt dagegen, der Buddhismus ist eine Religion ohne Götter, und doch Religion. Gewiß, einen persönlichen Gott, einen Schöpfer Himmels und der Erde kennt der Buddhismus nicht. Aber er kennt überhaupt keine Person, ja nicht einmal eine Substanz. Alles Wirkliche ist ihm ein fortwährendes vom Naturgesetz der Kausalität beherrschtes Oszilliren zwischen Sein und Nichtsein, ein Geschehen; gab es für den Brahmanen noch kausalitätslose Substanz, so ist für den Buddhisten alles nur substanzlose Kausalität; alles Wirkliche ist vergänglich, ist Nichtich. In diesem Wirbel des Geschehens giebt es nur einen festen Punkt, nämlich eben die absolut gesetzmäßige, immer gleiche Kausalität. Eine Seele giebt es nicht, so wenig als es einen Körper giebt; sie ist der vom Kausalitätsgesetz beherrschte Prozeß des in jedem Augenblick sich verzehrenden und neu erzeugenden Geschehens. Bei solcher Metaphysik ist die allherrschende Kausalität das einzig Wirkliche. Sie ist für die Buddhisten Gott, so unendlich verschieden dieser Gottesbegriff auch von dem unsrigen ist. Dann aber ist auch für den Buddhismus ein gewisses Verhältnis zu Gott Religion; denn das einzige Problem des Buddhismus ist die Aufhebung des Leidens, die Erlösung, d. h. die Herstellung eines bestimmten Verhältnisses zu dem Gott des Systems, dem Kausalitätsgesetze.

Es würde zu weit führen, hier eine Zusammenstellung der allgemeinen im Gottesbegriffe aller Religionen liegenden Merkmale zu versuchen. Genug, daß alle Religion irgendwie einen Gottesbegriff besitzt, d. h. ein Nichtich, ein Gegenüber für die menschliche Lebensbethätigung setzt, das von den Dingen der Welt verschieden und über diese wie über das Ich selbst erhaben ist. Darum kann ästhetische „Erbauung" nie die Erbauung der Religion sein.

Nun die zweite Frage: Ist die Lebensbethätigung des Menschen Gott gegenüber eine selbstthätige oder empfangende, ist sie Wollen oder Erkennen? Die Antwort ist einfach durch zwei Thatsachen gegeben. So weit wir wissen, giebt es keine Religion ohne Kultus, aber auch keine Religion ohne eine auf Offenbarung zurückgeführte heilige Ueberlieferung. Sonach ist es einseitig, wenn man die Religion nur in Willensäußerungen findet, sie etwa als Aufgehen des endlichen Willens in den unendlichen Willen erklärt, und umgekehrt, wenn man sie als Erkennen faßt, sei es als individuelles Erkennen, wie bei Schleiermachers Erklärung der Religion als eines unmittelbaren Bewußtseins vom allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen, sei es als universelles Erkennen. Letztere Erklärung mag die der tonangebenden Philosophen sein (Kant: Religion ist die Erkenntnis aller unsrer Pflichten als göttliche Gebote; Hegel: sie ist das Wissen des unendlichen Geistes von seinem Wesen als absoluter Geist), sie mag in andrer Wendung auch von dem bekanntesten empirischen Religionsforscher gegeben werden (Max Müller: Religion ist die das sittliche Leben bestimmende Wahrnehmung des Unendlichen im Endlichen) — sie reicht doch nicht aus. Die Religion ist nicht bloß Erkennen, sondern zugleich ein Handeln; sie ist die volle Lebensbethätigung des Menschen Gott gegenüber, sie ist Leben in Gott.

Ein kurzes Wort haben wir, das, richtig verstanden, mit einem einzigen Ausdruck alle in Betracht kommenden Merkmale des Begriffs der Religion deutlich herausstellt; es ist das Wort, mit dem die Holländer den Begriff Religion bezeichnen: Gottesdienst. Religion ist der Dienst, den die Menschen Gott leisten und den Gott den Menschen leistet.

Zimmer

Die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments

3

Das gute Recht der geschichtlichen Auffassung des Alten Testaments wird nicht leicht jemand bestreiten können; ebensowenig wird man ihr Verfahren als unzulässig bezeichnen dürfen. Dennoch sind ihre Ergebnisse dem lebhaftesten Widerspruche begegnet, und bis heute ist dieser noch nicht verstummt. Die Gründe dafür liegen auf der Hand, sie greifen eng in einander.

Wenn die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments das „Gesetz" als den Inbegriff des für Israel geltenden göttlichen Willens an das Ende der israelitischen Religionsgeschichte stellt,*) so behauptet sie das Gegenteil von dem, was die Bücher Moses (2 bis 5) aussagen oder andeuten. In ihnen wird das „Gesetz" auf Mose zurückgeführt. Das hat die jüngste Gestalt der jüdischen Ueberlieferung, von dem Verfasser der Bücher der Chronik an bis auf den Talmud, so verstanden, daß Mose das „Gesetz" nicht nur gegeben, sondern auch aufgeschrieben habe, und diese jüngste jüdische Ueberlieferung hat nach und nach in die Lehre der christlichen Kirchen allgemeinen Eingang gefunden. Aehnlich verhält es sich mit der Frage, ob der Monotheismus von Mose herrühre oder nicht. Die Lehre, Jahwe ist der einzige Gott, tritt im 5. Buch Moses (z. B. 4, 35. 7, 9. 10, 17) deutlich hervor, und zwar im Munde Moses; sie wird daher nach diesen Zeugnissen bereits Mose beigelegt und nicht erst, wie die neuere Auffassung es für richtig hält, als ein Besitz des prophetischen Zeitalters angesehen.**) Das Ansehen dieser Aussagen des Alten Testaments war in langer Gewohnheit geheiligt; es wurde aber auf eine unantastbare Höhe gehoben durch die Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift, wie sie die protestantische Orthodoxie des siebzehnten Jahrhunderts ausgebildet hat. Darnach ist die gesamte heilige Schrift durch eine besondre Wirkung Gottes des heiligen Geistes entstanden, wie sie weder vorher noch nachher, auch nicht innerhalb der christlichen Gemeinde je wieder stattgefunden hat; ihr zufolge sind die Aussagen der heiligen Schrift irrtumslos und unfehlbar. Dieses Dogma hätte nun den ihm eignen Schein der Unverletzlichkeit an sich auch den Ueberlieferungen des Alten Testaments verleihen können, die von der neusten Auffassung als die treusten und zuverlässigsten bezeichnet werden. Diese aber waren damals nicht in ihrer Bedeutung erkannt; Propheten und geschichtliche Bücher***) galten altem Herkommen gemäß nicht als die wichtigsten Zeugen der Geschichte und Religion Israels; sie waren durch das „Gesetz" schon zur Zeit des spätern Judentums in den Schatten gestellt worden. Dieses sah in dem „Gesetz" und in der damit zusammenhängenden Geschichtsanschauung den Schlüssel zum Verständnis des ganzen Alten Testaments, und die christlichen Gelehrten, wie die gesamte christliche Kirche, wenige Ausnahmen abgerechnet, urteilten nicht anders, da sie in ihrer Kenntnis des Alten Testaments von den Anschauungen des Judentums einfach abhängig waren. So kam es, daß die durch mehr als tausendjährige Gewohnheit geheiligte Anschauung, die das spätere Judentum von der Religionsgeschichte Israels hegte, durch das Gewicht der Inspirationslehre den Schein der Unverletzlichkeit erhielt. Die Aussagen des Gesetzes selbst, eingewurzelte Gewohnheit und das Ansehen des alten Inspirationsdogmas sind es demnach hauptsächlich, durch die der Widerspruch gegen die Ergebnisse der geschichtlichen Auffassung des Alten Testaments getragen wird.

---

*) Vgl. Karl Marti, Der Einfluß der Ergebnisse der neuesten alttestamentlichen Forschungen auf Religionsgeschichte und Glaubenslehre, S. 36 ff.

**) Vgl. Karl Marti, a. a. O. S. 32 f.

***) Vgl. Nr. 40, Spalte 950.

Das Inspirationsdogma des siebzehnten Jahrhunderts zu entkräften, ist nicht mehr die Aufgabe der Gegenwart; es ist bereits gefallen. Wer darob bekümmert oder gar verzagt ist, der verwechselt die Autorität der heiligen Schrift selbst mit der Form, die ihr das Inspirationsdogma einst gegeben hat. Diese Form ist aufgelöst, deshalb aber nicht zugleich die Autorität der Schrift. Diese wird von der evangelischen Theologie stets festgehalten werden; thäte sie es nicht, so würde sie sich selbst aufgeben. Die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments steht allerdings in scharfem Gegensatz zu der, die mit dem Inspirationsdogma thatsächlich verbunden war; aber ihr Vorhandensein und ihr Erstarken ist selbst ein Beweis dafür, daß jenes Dogma die Denkweise der Theologen nicht mehr beherrscht, und wird die heilsame Folge haben, seine Konsequenzen, die wie die Nachwehen einer langen verkannten Krankheit noch vielerorts vorhanden sind, völlig zu überwinden.*)

Dagegen gehört es zu unserm Thema, die Aussagen des Gesetzes oder der fünf Bücher Mose, die den Ergebnissen der geschichtlichen Auffassung des Alten Testaments entgegenstehen, zu beleuchten. Die Annahme der jüdischen Ueberlieferung, daß Mose selbst das Gesetz geschrieben habe, ist nichts weniger als genau. Wir finden im Gesetz selbst Folgendes: 5. Mose 31, 9 wird erzählt, daß Mose „dieses Gesetz," das ist die im 5. Buche Moses Kapitel 12 bis 26 enthaltenen Satzungen und Rechte, aufgeschrieben habe. 2. Mose 24, 4 bis 8 wird die Niederschrift des „Bundesbuches" dem Mose beigelegt; dieses pflegt man im 2. Mose Kapitel 21 bis 23 zu erkennen. Auch die im 2. Mose 34 enthaltenen Vorschriften soll Mose niedergeschrieben haben. Die zehn Gebote dagegen werden 2. Mose 20 und 5. Mose 5, 19. 10, 2 und 4 als solche bezeichnet, die Gott selbst gesprochen und auf steinerne Tafel geschrieben habe. Von wem die übrigen Gesetze aufgezeichnet worden sind, darüber lassen uns die Bücher Moses im Ungewissen — eine Thatsache, die wohl zu beachten ist.

Andre Stellen des Alten Testaments sagen über die Herkunft der Gesetze Folgendes aus: 2. Könige 17, 13 lesen wir: .... Haltet meine Gebote und meine Satzungen genau nach dem Gesetze, das ich euern Vorfahren geboten und das ich euch durch meine Knechte, die Propheten, habe zugehen lassen. Der Prophet Sacharja redet 7, 12 davon, daß die Israeliten nicht gehorcht hätten weder dem Gesetze noch den Worten, die Jahwe der Heerscharen durch seinen Geist, d. h. durch die frühern Propheten, an sie hätte ergehen lassen. Esra 9, 10 f. finden wir in dem Gebet Esras die Worte: Wir haben deine Gebote verlassen, die du durch deine Knechte, die Propheten, geboten hast (folgt Verbot der Mischehen). Diesen Aussagen, die aus der Zeit von 600 bis 450 v. Chr. herrühren, ist gemeinsam, daß sie die für Israel geltenden Vorschriften zum Teil von den Propheten herleiten. Sie sind so alt, daß sie als sichere Nachrichten über das, was Israel den Propheten zu verdanken hatte, gelten dürfen. Mit den Aussagen des Gesetzes, nach denen die Gebote wenigstens aus dem Munde, wenn auch nicht aus der Feder Moses herrühren sollen, vertragen sie sich allerdings nicht, ebensowenig mit der Ueberlieferung des spätern Judentums. Dagegen bestätigen sie die Annahmen der neuesten Forschung, nach denen z. B. die Gesetzgebung des 5. Buches Mose den Einfluß prophetischer Gedanken zeigt.**) Welchen Aussagen ist nun Glauben zu schenken?

Besondre Beachtung verdient die Angabe 5. Mose 31, 9, daß Mose die Gesetze Kap. 12—26 niedergeschrieben habe. Fragen wir diese Gesetze selbst nach ihrer Herkunft, so merken wir, daß sie nur aus dem Munde Moses stammen wollen. Beiden Angaben stehen nun die stärksten religionsgeschichtlichen Bedenken entgegen. Ich will hier nur eines davon hervorheben. 5. Mose 12 wird geboten, daß Israel in Zukunft seinen Gott nur an einer einzigen Stätte verehren solle. Deutlich setzt der Gesetzgeber voraus, daß bisher eine andre Sitte geherrscht hat, nämlich die, daß Jahwe an einer großen Anzahl von heiligen Stätten mit Opfern verehrt wurde. Diese Kultussitte, die der Gesetzgeber voraussetzt und nun abschaffen will, ist nach den geschichtlichen Büchern und nach den Propheten von jedermann in Israel, von Königen, Priestern und Propheten, befolgt worden bis auf die Zeit des Königs Josia (2. Könige 22 f.). In der Kultusreform, die dieser König vornimmt, gewahrt man aber die erste offenbare Wirkung der Gesetze 5. Mose 12—26 in der Geschichte, und das Gesetzbuch, das damals im Tempel in Jerusalem gefunden, dem Könige vorgelesen, darauf von ihm zur Geltung gebracht wurde, wird eben mit diesen Gesetzen der Hauptsache nach eins sein. Deshalb hat — schon seit dem Anfang dieses Jahrhunderts — die Meinung immer zahlreichere Anhänger gefunden, daß dieses Gesetzbuch selbst erst im siebenten Jahrhundert entstanden sei. Denn man fragt sich mit Recht: Wie kann ein wirklich von Mose herrührendes Gesetz, zumal ein so wichtiges und mit solchem Nachdruck wie 5. Mose 12 gegebnes, jahrhundertelang in Vergessenheit geraten und von Männern wie Samuel, Saul, David, Salomo, Elia nicht beachtet, ja geradezu übertreten werden?

Die Wahl ist nicht leicht! Entweder wir folgen den Angaben des 5. Buches Mose — dann haben wir die unbegreifliche Erscheinung, daß Männer wie Samuel, David, Elia, die im Alten Testament selbst als Muster der Frömmigkeit gepriesen werden, das Gesetz Moses nicht halten; nach 5. Mose 11, 26 ff. und Kap. 28 hätte sie dann der Fluch Gottes treffen müssen. Oder wir folgen dem Fingerzeig der geschichtlichen Nachrichten und nehmen an, daß die Gesetze des 5. Buches Mose im siebenten Jahrhundert v. Chr. entstanden sind — dann ist die Angabe des 5. Buches Mose, daß die Gesetze aus dem Munde oder gar aus der Feder Moses stammen, unrichtig. Es liegt auf der Hand, daß bei der zweiten Annahme das Dunkel, das nach der ersten Annahme auf der Religionsgeschichte Israels ruht, sofort schwindet. Samuel, Saul, David, Elia haben eine solche Vorschrift Moses wie 5. Mose 12 nicht gekannt; sie konnten sie gar nicht übertreten, weil sie überhaupt nicht vorhanden war; sie handelten, was die Kultussitte anlangt, im Einklang mit 2. Mose 20, 24: „An jedem Orte, an dem ich ein Gedächtnis meines Namens stiften werde, will ich zu dir kommen und dich segnen." Die Verständlichkeit des geschichtlichen Verlaufs spricht deutlich zu Gunsten der zweiten Annahme.

Andre Gründe, die ebenfalls für diese zweite Annahme sprechen, wie Sprache und Darstellung des 5. Buches Mose, mögen hier beiseite bleiben. Ich hoffe das Interesse des Lesers zu treffen, wenn ich bei der Frage verweile, ob es denn überhaupt denkbar sei, daß Männer des siebenten Jahrhunderts in Israel dem Mose Gesetze in den Mund legen?

Nach unsern heutigen, christlichen Urteilen über geistiges Eigentum, über das Recht der Persönlichkeit, über Wahrhaftigkeit ist ein solches Verfahren Fälschung — zweifellos. Aber dürfen wir denn unsre christlichen Begriffe über Recht und Unrecht ohne weiteres auf jene alten Zeiten übertragen? Dürfen wir ohne weiteres annehmen, daß unsre heutigen schriftstellerischen Sitten und Ansprüche auch die der israelitischen Schriftsteller gewesen sind? Es fehlt innerhalb des Alten Testaments nicht an Beispielen, an denen uns die gleiche auffallende Erscheinung entgegentritt. Das Büchlein „der Prediger" giebt sich als Rede des Königs Salomo, es ist in Wahrheit jedoch nicht älter als das dritte oder vierte Jahrhundert v. Chr. Das Buch Daniel will aus der Zeit des babylonischen Exils herrühren, ist jedoch etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. entstanden. Unter einem falschen Namen zu schreiben, war eine geradezu beliebte Sitte im spätern Judentum geworden. Es hieße also, jene vergangnen Zeiten mit einem fremden Maßstab messen, wenn man ihre schriftstellerischen Sitten nach den Regeln der Gegenwart beurteilen wollte, und das wäre doch ungerecht. Es liegt mir fern, das Verfahren zu beschönigen oder gar zu rechtfertigen; nur begreiflich zu machen, zu erklären versuche ich. Mose galt von jeher als der Mann, von dem die öffentliche Ordnung, das Recht Jahwes in Israel, herrührte. Hatte man zeitgemäße Aenderungen voll-

*) Vgl. „Hefte zur Christlichen Welt" Nr. 7: Das Alte Testament und die evangelische Gemeinde von D. Hermann Schultz. S. 8 ff., 19 ff.

**) Vgl. Karl Marti, a. a. O. S. 36 f.

ziehen oder fremde, von außen her eingedrungne Gebräuche als heidnisch ausscheiden zu müssen geglaubt, so war das vielleicht auch schon früher unter seinem Namen geschehen. Der Verfasser von 5. Mose 12 sieht ja in der damaligen Verehrung Jahwes auf den Bergen des Landes, den „Höhen," einen heidnischen, von den Kanaanitern übernommenen Brauch — durchaus nicht ohne geschichtliche Wahrheit. Vielleicht will er die Meinung, daß diese Kultussitte von Mose nicht herrühre, dadurch ausdrücken, daß er Mose das Verbot gegen sie aussprechen läßt. Aber wer will heute die Gedanken jener Männer des siebenten Jahrhunderts erraten? Nur das darf man gewiß annehmen: ohne Ueberlegung haben sie nicht gehandelt, und wenn sie ihre Gesetze Mose in den Mund legten, so wollten sie sie offenbar mit dem höchsten Ansehen für Israel umgeben. Das Verfahren ist demnach wohl denkbar und begreiflich; es fehlt ihm sogar nicht an offenbaren Seitenstücken, wie die oben angeführten Beispiele lehren.

Aber: Betrug in der Bibel? Das erscheint gewiß vielen als ein häßlicher Gedanke. Freilich! Jeder, der nach der orthodoxen Inspirationslehre in der Bibel unterwiesen ist, fühlt den Druck dieses Gedankens und weiß, wenn er sich schließlich für die geschichtliche Auffassung des Alten Testaments (wie der Bibel überhaupt) entschieden hat, von den Zweifeln und innern Kämpfen zu erzählen, unter denen er sich losgerungen hat. Jedoch wenn das Inspirationsdogma der protestantischen Orthodoxie aufgelöst ist, sind wir trotzdem immer noch daran gebunden, uns die Entstehung der heiligen Schrift nach seinen Sätzen vorzustellen? Vielmehr sind wir, weil es sich nicht zu behaupten vermocht hat, davon frei, nach seinen Regeln zu denken. Damit fällt die Meinung, daß der einzigartige Wert der heiligen Schrift in der Art ihrer Entstehung nachzuweisen sei, dahin und ist durch das Urteil zu ersetzen, daß die einzelnen Schriften der Bibel, was ihre Form anlangt, in keiner andern Weise entstanden sind als sonstige Schriften der damaligen Zeit. Der einzigartige Wert der heiligen Schrift besteht in dem, was sie uns sagt, in ihrem Inhalt, und an seinem Wert wird doch nichts geändert, mögen wir nun meinen, daß er aus dem zwölften oder aus dem siebenten Jahrhundert v. Chr. stamme, daß er wirklich aus dem Munde Moses herrühre oder von andern ihm in den Mund gelegt worden sei. Für das geschichtliche Urteil ist das Eine oder das Andre freilich nicht gleichgiltig, aber für das religiöse Urteil macht es keinen Unterschied. Ist es nun bei der äußeren Entstehung der biblischen Schriften ganz natürlich, ganz menschlich zugegangen, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn menschliche Fehler und Sünden ihren Anteil daran haben. Wir wissen aus der Geschichte und aus der täglichen Erfahrung, daß Gott auch diese dienen, und wir sind nicht für das Verfahren verantwortlich, das die Verfasser und Bearbeiter alttestamentlicher Schriften einzuschlagen für gut fanden. Gesetzt den Fall, man hat wirklich 5. Mose 12 bis 26 dem Mose in den Mund gelegt — wir haben es nicht zu entschuldigen, nicht zu rechtfertigen; Geschichte läßt sich nicht ändern, geschichtliche Thatsachen müssen hingenommen werden, wie sie sind. Wenn menschliche Theorien nicht zu ihnen stimmen, so sind eben diese falsch und der Aenderung bedürftig.

Bequem ist es für niemanden, die gewohnten Geleise zu verlassen und einen neuen Weg zu gehen. Aber es handelt sich um das kostbare Gut der Wahrheit, der geschichtlichen Wahrheit. Ihr sich zu widersetzen, ist nicht gut; man würde ja gegen Gott Partei nehmen, denn sie lehrt uns die Wege Gottes mit der Menschheit. Eine Forschung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, aus den vorhandnen verschiednen Ueberlieferungen die ältesten auszuscheiden und sie in das ihr gebührende Recht einzusetzen, dient der Wahrheit und bekämpft den Irrtum auch der ältesten Gewohnheit, so gut menschliche Kraft es vermag. Sie hat deshalb einen wohlbegründeten Anspruch darauf, als eine gewissenhafte Dienerin Gottes angesehen zu werden. Ihr Ziel ist gut und unverrückbar. Irrt sie im Einzelnen, so belehre man sie eines bessern; sie wird triftigen Gründen sich nicht verschließen. Aber man schelte sie nicht; sie hat ein bessres Urteil verdient.

Guthe

Der antike Kommunismus und Sozialismus

Unter den Vorwürfen, mit denen unsre evangelisch-sozialen Bestrebungen bekämpft werden, nimmt die Anklage auf „Dilettantismus" einen Hauptplatz ein. Da wir von unsern Gegnern nur lernen wollen, so ziemt es sich, rundweg einzugestehen, daß wir zum großen Teil noch der gründlichen Bildung in sozialen und ökonomischen Fragen entbehren, die uns so dringend nötig wäre. Es geht uns hierin wie so vielen, die, überrascht von der andrängenden Gewalt der Probleme, sich voll Eifer hineinstürzen, um zu helfen und zu raten nach besten Kräften. Hierbei muß ein zusammengeraffter Haufe von Kenntnissen einstweilen herhalten, bis sich etwas Besseres findet. Dieser Gang der Dinge ist nur natürlich. Aber so darf es nicht bleiben. In dem Maße, als unsre Stimme ein Gewicht erhält und wir eine Verantwortung übernehmen, ist es unsre Pflicht, an technischem Wissen zu wachsen. Und da wir nicht auf dem weitverzweigten Gebiete in allen Einzelheiten beschlagen sein können, so kommt es darauf an, in uns die wissenschaftliche Gesinnung groß zu ziehen, die eine Forderung der Sittlichkeit ist. Sie äußert sich in der Achtung vor den Problemen und ihrer Schwierigkeit, in dem peinlichen, vorsichtigen Wahrheitssinne und schließlich in der Beugung vor und dem Interesse für die Geschichte. Der geschichtliche Sinn ist, auf diesem Gebiet wenigstens, unter uns nicht so lebendig, wie er sein müßte; und doch bildet er das beste Gegengewicht gegen die, besonders dem Theologen naheliegende, Neigung zu dogmatischen Urteilen und Imperativen.

Ein Helfer in diesen unsern Bestrebungen ist uns erstanden in dem wahrhaft glänzenden Buche von Rudolf Pöhlmann, Geschichte des antiken Kommunismus und Sozialismus (München, Beck, 1893. 1. Band. 11,50, geb. 13 Mk.). Ich bin nicht imstande, als Fachmann seine Darstellung des hellenischen Kommunismus zu würdigen. Aber da Belegstellen nicht gespart sind, und der Verfasser im Beweise sehr gründlich zu Werke geht, so hat man zu seiner Darstellung ein großes Vertrauen. Was aber besonders an ihm fesselt, ist die Beseelung des Ganzen durch das persönliche Interesse an den gewaltigen Fragen, von denen sich hier schon die antike Welt bewegt zeigt, und durch freudig ausgesprochene Ueberzeugungen, denen ich nur aus voller Seele beistimmen konnte. An diesem Werke ist mir die Wahrheit des paradoxen Wortes eines unsrer Freunde klar geworden: „Historiker ist, wer die Gegenwart versteht." Natürlich kann der Historiker auch sehr in die Irre geführt werden, wenn er sich von seinem persönlichen Standpunkte in den Fragen der Gegenwart leiten läßt. Aber diese Gefahr, die bei einem sonst vorsichtigen methodischen Verfahren sehr eingeschränkt wird, kann nicht in Betracht kommen gegenüber dem enormen Vorteil, den eine temperamentvolle und klare Stellung zur Gegenwart dem „rückwärtsgewandten Propheten" zu geben imstande ist. Wer etwa gemeint hat, daß das griechische Altertum doch nun wohl zur Genüge durchforscht und bekannt sei, der wird staunen, wie die Anwendung moderner Fragestellungen ein unendliches Material nicht nur, sondern auch ganz neue geschichtliche Gesamtanschauungen zu Tage gefördert hat. Ich wenigstens bekenne, daß ich keine Ahnung gehabt habe von diesem Reichtum an Ideen, die, mit modernsten Gedanken verwandt, unsre Auffassung der Gegenwart wahrhaft zu vertiefen geeignet sind. Eine kleine Skizze des Inhalts möge ein ungefähres Bild geben von dem, was aus diesem Buche zu lernen ist. Ich hoffe dem Verfasser nicht Unrecht zu thun, wenn ich dabei Dinge, die den Leserkreis der Christlichen Welt besonders interessiren, stärker hervorhebe.

1. Aelteste Zustände

In der Erörterung über die kommunistische Feldgemeinschaft der Urzeit, die von manchen Gelehrten nach dem Beispiele der andern indogermanischen Völker auch für Hellas angenommen wird, stellt sich der Verfasser auf einen sehr vorsichtigen Standpunkt. Nach seiner Ansicht fehlt es durchaus an sichern Beweisen dafür, daß bei den ältesten Hellenen die kommunistische Agrargenossenschaft des Stammes oder der Sippe

ohne Privateigentum des Einzelnen an Grund und Boden vorgeherrscht habe. Jedenfalls sei von den nähern Bedingungen des gemeinsamen Besitzes kein deutliches Bild zu gewinnen. Und es frage sich, ob und wieweit dem Einzelnen eine gewisse Selbständigkeit des Besitzes, der Arbeit und des Anteils am Betrage zugestanden gewesen sei. Auch in den homerischen Gesängen findet sich keine sichere Spur eines solchen agrarischen Kommunismus. Wenigstens keine Feldgemeinschaft der Gemeinde. Dagegen finden wir einen Familienkommunismus in Form der sogenannten Hauskommunion. So z. B. wenn der König Priamos mit seinen verheirateten Söhnen und Töchtern in einem großen Palast zusammenwohnt und sie von dem Ertrage gemeinsamer Arbeit auf gemeinsamem Grund und Boden leben. Daneben stehen aber Stellen, die das Vorhandensein von Privateigentum an Grund und Boden voraussetzen.

Die allgemeinen Bürgerschaftsspeisungen in Sparta (Syssitien) erklären sich nicht aus einem ursprünglichen agrarischen Kommunismus, sondern aus der militärischen Organisation des Staates:

Der chronische Militarismus fordert die innigste Verknüpfung aller Teile des Volksganzen, eine Verschmelzung, die den ganzen sozialen Ausbau zu einem Ebenbild der festgefügten Phalanx des Heeresorganismus machte. . . . Der Staatssozialismus ist das naturnotwendige Korrelat des kriegerischen Gesellschaftstypus.

Die Syssitien auf Kreta haben insofern einen mehr kommunistischen Charakter, als bei diesen Speisungen mehr als in Sparta die Gesamtheit zu Leistungen auch für die wirtschaftlich Schwachen herangezogen wird. Aber auch diese Ordnung erklärt sich aus den Bedürfnissen des kriegerischen Gesellschaftstypus, ohne daß man die Vorstellung der Agrargemeinschaft heranzuziehen braucht. Zumal da neben jenen Speisungen Züge vom Vorherrschen des Privateigentums überliefert sind. Die spartanisch-kretische Agrarverfassung ist kein Kommunismus, sondern es herrscht hier Privateigentum, wenn auch in beschränkter Weise. Denn die Hofstellen, deren Größe ein für allemal festgesetzt ist, sind unveräußerlich und unteilbar und einer streng geregelten Erbfolge unterworfen. Hier ist nun interessant, daß der Verfasser bei Berührung der Frage, ob ein derartig eingeschränkter Besitz noch Privateigentum genannt werden dürfe, seine Anschauung über Eigentum kräftig entwickelt, und zwar im Gegensatz gegen die naturrechtliche Doktrin, daß das Wesen des Eigentums in der Unbeschränktheit der Herrschaft des Eigentümers bestehe. Diese abstrakt-individualistische Auffassung des Eigentumsrechts als einer absoluten Verfügungsgewalt wird verworfen.

Es kann kein Eigentumsrecht geben, welches nicht durch die stete Rücksicht auf die Gesamtheit beeinflußt und gebunden wäre; und diese Rücksicht kann unter Umständen zu sehr weitgehenden Beschränkungen des Einzelnen führen, ohne daß derselbe aufhört, Eigentümer zu sein.

2. Naturrechtliche und sozialethische Ideen

Nun findet sich allerdings neben der zuverlässigen geschichtlichen Ueberlieferung, in der die spartanische Verfassung unter dem Zeichen des Privateigentums erscheint, eine legendarische über den Idealstaat Sparta, nach der der Landbesitz gemeinsam war und jeder Spartiate einen Anspruch auf gleichen Anteil an Grund und Boden hatte. Aber diese Auffassung ist eben legendarisch, wie der Vergleich mit der wirklichen Geschichte zeigt, und sie ist lehrreich nicht so sehr für die thatsächlichen Verhältnisse, als für die in diesen Bildern niedergelegten naturrechtlichen Anschauungen und Ideale. Diese Ideale, geboren zu einer Zeit (um 400), wo der in Sparta zusammengetürmte Reichtum Ueppigkeit und Hochmut erzeugt hat, wo ein Proletariat entstanden ist und selbst in der eigentlichen Bürgerschaft die Zahl der recht- und landlosen Leute zuzunehmen beginnt, bezeichnen die Sehnsucht nach Reformen, die sich in der kühnen Entwerfung des Bildes von einem goldnen Zeitalter ausdrückt. Die hier zu Grunde liegenden Anschauungen sind zum Teil dieselben, die im achtzehnten Jahrhundert in der Formulirung Rousseaus die moderne Welt haben herbeiführen helfen. Es ist vor allem die Lehre vom Naturzustand, der überall da vorhanden ist, wo sich die Produktion noch mit dem Notwendigen begnügt. Das Naturgemäße ist die Naturalwirtschaft. Auf diesem idyllischen Standpunkte giebt es noch keine Güter, die die Begehrlichkeit reizen könnten. Daher kein Streit und Kampf, sondern Friede und Eintracht. Alle Uebel der Welt, Unrecht und Gewalt, Feindschaft und Ruhelosigkeit sind erst die Folgen des Wettbewerbes um lockenden und lohnenden Besitz, der alles andre verschlingt. Mit dem Eintritt des Privateigentums beginnt dieser Zustand. Das Privateigentum ist die Quelle aller Uebel. Denn Privateigentum in dem hier bekämpften Sinne bedeutet Einschränkung und Verkürzung der Andern um des eignen Vorteils willen. Aber freilich erst von dem Augenblicke an, wo es sich nicht bloß um die bei spärlicher Besiedelung unerschöpflichen Früchte des Bodens handelt, sondern wo infolge der Zunahme der Bevölkerung ein Mehr oder Minder an Besitz zugleich einen empfindbaren Vorteil oder Nachteil den Andern gegenüber bedeutet (Plato, Dikäarch). In diesem Sinne wurden die Naturvölker idealisirt (Ephorus), in deren Mitte Armut, Bedürfnislosigkeit und daher soziale Gleichheit, Kommunismus herrschte. Hier ist das Ideal der naturgemäßen „Gerechtigkeit“ verwirklicht. Besonders die Skythen erscheinen hier in dieser Art als die „gerechtesten“ aller Menschen. Der ihnen angedichtete Kommunismus hat für Platos kommunistische Ideale ein Vorbild gegeben. Aus diesen Anschauungen ist auch das von Isokrates, Polybius, Plutarch gezeichnete Idealbild des sozialen Musterstaates Sparta erwachsen. Hier ist „das Bestreben, mehr zu haben“ (*πλεονεξία*) durch kommunistische Einrichtungen mit der Wurzel ausgerottet. Wichtig ist hier besonders das berühmte Eisengeld. Weil sein Besitz die Habgier nicht reizen kann, darum fällt eine Fülle von Versuchungen weg, die mit dem Gold und Silber untrennbar verknüpft sind. Die Anschauung, daß hier das Ideal des „Naturgemäßen“ erreicht ist, spricht sich in den Vergleichen mit Erscheinungen des Tierreiches aus. Man kann auf diesem Standpunkte kein höheres Lob aussprechen, als es Plutarch thut, wenn er sagt, die Spartaner seien mit ihrem Gemeinwesen verwachsen, wie die Bienen mit ihrem Stock, sie seien ein „vernunftbegabter Bienenschwarm von Bürgern.“

Mit diesen naturrechtlichen Ideen sind nun aber, besonders bei Plato, sozialethische Gedanken verbunden, die uns ganz anders anmuten, namentlich durch ihre unleugbare Verwandtschaft mit christlichen Ideen. Das zweite Kapitel des ersten Buches (die individualistische Zersetzung der Gesellschaft, und die Reaktion der philosophischen Staats- und Gesellschaftslehre) ist besonders lehrreich, da es mannigfache Parallelen zu unsrer Zeit bietet und viel enthält, dem gerade wir Evangelisch-Sozialen ein großes Interesse entgegenbringen müssen. Die hier zu besprechenden sozialethischen Ideale sind erwachsen aus der Opposition gegen einen praktischen und theoretischen Individualismus, der im wirtschaftlichen und sozialen Leben das „Recht des Stärkeren“ durchzusetzen mit dem besten Erfolge sich bemüht. Auf Schritt und Tritt weist unser Verfasser die Parallelen auf zu unsern Zeitzuständen und zu der modernen Sozialethik eines Carlyle u. s. w. Die Erweckung einer sozialen Gesinnung, die Anerkennung des Grundsatzes, daß der Staatszweck das Wohlergehen der Gesamtheit sei, die Aufstellung des Ideals eines sittlichen Kosmos statt des Chaos, die Ueberwindung des extremen Individualismus durch den Sozialismus — das ist das Ziel dieser Gedankenentwicklung. Diese Anschauungen finden sich nicht nur bei Plato, den unser Verfasser mit demselben Rechte wie Carlyle als den „Jesaias des Jahrhunderts“ bezeichnen möchte, sondern auch bei Aristoteles. Daß der Einzelne nur als Glied am Organismus des Ganzen bei ihm erscheint, hat seine Wurzel in der Anschauung, daß der Mensch überhaupt von Natur auf die Gemeinschaft angelegt ist (*ἐπειδὴ φύσει πολιτικὸν ζῷον ὁ ἄνθρωπος*). Dem entspricht die Notwendigkeit, die sozialen Empfindungen auszubilden. Ihre Haupterscheinungen sind Gerechtigkeit und Billigkeit.

Von der Gerechtigkeit heißt es, sie sei ein „Gut der Mitmenschen“ (*ἀλλότριον ἀγαθόν*), weil sie sich auf den andern bezieht. Denn was dem andern nützlich ist, thut sie. Die soziale Empfindung konzentrirt sich in der *φιλία**), die schon

*) Philia, Freundschaft.

als „das Gemeingefühl, das Mensch mit Mensch verbindet“, beschrieben wird. Es wechselt damit die φιλανθρωπία*), die Menschenfreundlichkeit, „die immer aufs neue erkennen läßt, wie nahe verwandt und lieb der Mensch dem Menschen ist“.**) Gegenüber der Anschauung vom Staat, wonach er nur zum Rechtsschutz der Individuen da ist, verficht Aristoteles die Idee, daß der Staat zwar entsprungen sein möge aus materiellen Bedürfnissen, daß er aber, wie er jetzt sei, einen sittlichen Zweck habe (ἡ πόλις γινομένη μὲν τοῦ ζῆν ἕνεκεν, οὖσα δὲ τοῦ εὖ ζῆν). Da nun aber dieser Zweck durch die rücksichtslose Geltendmachung wirtschaftlicher Interessen gefährdet wird, gilt es, an Stelle des Laisser-faire (πάντα ἐατέον Pol. II, 4, 12b), von Staatswegen die Bekämpfung des ausgearteten wirtschaftlichen Individualismus kräftig in die Hand zu nehmen. Diesem Zwecke dienen die sozialpolitischen Werke Platos, die nicht nur ein soziales Ideal für die Zukunft, sondern vor allem auch eine energische Kritik der vorhandenen Gesellschaftsordnung enthalten.

F W=G

Die armenische Kirche unter türkischer Herrschaft

Von einem Armenier

2

Man mache sich recht klar, um was es sich hier handelt. Einerseits sind es nicht bloß einzelne Seelen, die dem Untergange geweiht sind, sondern ein ganzes, in Vorderasien in erster Linie kulturfähiges Volk; andrerseits nicht einzelne Christen allein, sondern eine ganze Kirche, die einzig ansehnliche im Orient. Dies Letzte ist namentlich der Punkt, der am meisten die Beachtung ernster Christen verdient, und damit kommen wir auch zu unserm eigentlichen Thema. Solange es sich nur um einzelne Menschen handelt, könnte man vielleicht sich damit beruhigen, daß ja das Elend überall in der Welt groß ist und ihm nicht immer abzuhelfen sei. Hier handelt es sich aber um ein historisches Gebilde, das nicht versetzt werden kann, das, einmal gestürzt, nicht wieder aufzurichten ist. Die Armenier leiden heute nicht bloß als Menschen, als Christen, sondern auch als eine einheitliche, selbständige Kirche. Einem Europäer mag es lächerlich erscheinen, wenn er hört, daß die türkische Regierung den Armeniern verboten hat, in ihrer Liturgie der heiligen christlichen Könige Erwähnung zu thun***) und ihr Andenken zu feiern, daß auch die Namen armenischer Fürsten und Feldherren, die den Märtyrertod gefunden haben, aus dem Kalender gestrichen sind. Für die Kirche aber, die also selbst in ihrer Gottesdienstordnung das Eingreifen der Ungläubigen leiden muß (eine Gewaltthat, dergleichen sie nicht einmal von den Arabern und Tataren zu erzählen weiß!), ist es furchtbarer Ernst. Lächerlich wird es wohl niemand finden, wenn heute fast alle einigermaßen in ihrem Amte tüchtigen Bischöfe in der Hauptstadt versammelt sind oder in Verbannung leben, während die Provinzen ohne Führung bleiben; wenn die Gemeindeschulen, fast die einzigen Anstalten der Erziehung auch zum religiösen Leben, unter die Aufsicht der muhammedanischen (!) Geistlichkeit gestellt†) sind und jede freie Regung auch im kirchlich-geistlichen Leben zum Schweigen gebracht ist; wenn viele Geistliche verschiednen Ranges jahrelang ohne Urteilsspruch in Gefängnissen schmachten; wenn die seit einigen Jahrzehnten neben dem Patriarchat von Konstantinopel bestehende, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte sogenannte Nationale Versammlung, die die innern Angelegenheiten der Kirche und der Schule zu ordnen hatte, faktisch aufgehoben ist und nur einige türkische Beamten (freilich Armenier von Geburt, aber was für ein Armenier!) ihre Stelle ausfüllen; wenn endlich ein schwacher, mutloser Mensch mit Gewalt auf dem Patriarchenstuhle festgehalten wird, um jeden Monat einmal einen Hirtenbrief zu erlassen, die satanischen Lehren der Aufwiegler zu verdammen, die Wohlthaten des Landesherrn zu preisen und seine Herde zur Treue zu ermahnen, während die Gemeinde keine Möglichkeit hat, ihn abzusetzen.*)

Man wird aber vielleicht fragen:
Wenn alles dies wahr ist, wie kommt es, daß die Kunde davon bis jetzt keine weitere Verbreitung gefunden hat? Ja, wer sollte denn dafür sorgen? Den Armeniern selbst, zumal den kirchlichen Behörden, sind entweder die Hände gebunden, oder sie besitzen nicht die nötigen geistigen und materiellen Mittel dazu; auswärtige Glaubensgenossen aber, Verwandte, mächtige Beschützer haben sie nicht. Sie standen allein in ihrem ganzen geschichtlichen Leben, und allein stehen sie noch. Im vorigen Jahre ging durch die Blätter die Nachricht von sieben Armeniern, die in Angora als politische Verbrecher zum Tode verurteilt waren. Zwei von ihnen wurden auf Drängen der englischen Regierung freigelassen und aus dem Lande gewiesen; Grund: sie waren Protestanten und hatten Freunde in Europa. Die fünf andern dagegen wurden ohne Umstände hingerichtet, weil sie eben keine Protestanten waren, keine Freunde in Europa hatten und ihrer armen Mutterkirche noch anhingen. — Ist es beim Lesen dieses Berichts manchem gutem Christen nicht eigentümlich zu Mute gewesen ob der Gerechtigkeit in der Welt? — Jene Freigelassenen selbst, die jetzt in England Zuflucht genommen haben, sind freilich nichts weniger als mitschuldig für solches Verfahren. Vielmehr ist einer von ihnen, Professor Thumajan (nebst seiner wackern Frau — einer Schweizerin von Geburt), eifrig bemüht, der englischen Christenheit bekannt zu machen, wie viele unschuldige Christen noch in seiner Heimat leiden. Das Merkwürdige ist aber, daß der Sekretär einer Evangelical Alliance, ein Mr. Arnold, ihm entgegengetreten ist und unter anderm die Behauptung aufgestellt hat: es seien ja nicht alle Armenier Christen; ein Hilferuf zu ihrer aller Gunsten würde den Türken mißfallen und dadurch eine Beeinträchtigung für die Arbeit der Evangelical Alliance bewirken. Nun weiß ja natürlich Mr. Arnold so gut wie jedermann, daß alle Armenier Christen sind, und daß, wie einmal die Verhältnisse im Orient liegen, der Uebertritt des Armeniers zu einer andern Religion (auch zur orthodoxen Kirche) dem Wechsel seiner Nationalität gleich kommt. Die Meinung ist also, daß Christen nur solche Armenier seien, die durch die protestantischen Missionare und speziell durch die Evangelical Alliance von ihrer Mutterkirche zum „echten Christentum“ bekehrt worden sind; ein echter Christ habe also nicht darum sich zu bekümmern, was mit der übrigen großen Masse geschieht.**) — Sonderbar, nicht wahr? Steht aber dieser Herr mit seinen Anschauungen ganz vereinzelt da? Giebt es nicht viele andre — wahrlich nicht allein vom Mittelalter her und im Schoße der römischen Kirche —, die in ähnlicher Weise für die Sache Christi geeifert haben und noch eifern? Welche schweren Klagen hätte die armenische Kirche gegen solchen Eifer der Christen zu erheben! Orthodoxe und Katholiken, Protestanten von verschiednen Konfessionen und verschiedner Färbung — alle sind hier wirk-

*) Philantropia.

**) ὡς οἰκεῖον ἅπας ἄνθρωπος ἀνθρώπῳ καὶ φίλον. Eth. VIII, 1, 1155a 16. Mit Recht beschwert sich der Verfasser angesichts dieser Stelle über die immer wiederkehrende Behauptung, daß das Griechentum den Begriff der allgemeinen Menschenliebe nicht habe. Je schwerer es manchem von uns ankommen mag, hier der Wahrheit die Ehre zu geben, um so mehr wollen wir uns bemühen, das dem Christentum Verwandte da anzuerkennen, wo es vorhanden ist.

***) Bekanntlich ist es eine der charakteristischen Eigentümlichkeiten der armenischen Kirche, die Einheitlichkeit der Kirche in der Vergangenheit und in der Gegenwart (also auch in der Zukunft) damit zum Ausdruck zu bringen, daß sie in der Liturgie eine Art Fürsprache einlegt für die verstorbnen ausgezeichneten Glieder der Kirche. Da kommen zuerst die Apostel, die Propheten, die Lehrer, die Märtyrer u. s. w. im allgemeinen, dann die Väter der armenischen Kirche, dann die Einsiedler, dann die christlichen Könige: Abgar (arm.), Konstantin, Tiridat (arm.), Theodosius und „alle heiligen Könige und frommen Fürsten.“ Dann „allgemein alle Gläubigen . . . die in Christo entschlafen sind.“

†) Eine Verordnung, die natürlich, wie auch viele andre, bloß für die armenische Kirche und nicht für andre Konfessionen gilt.

*) Freilich sind schon einigemal und noch vor kurzem Mordanschläge gegen ihn versucht worden, eine Thatsache, die in Armenien unerhört ist, seitdem das Christentum in ihm festen Fuß gefaßt hat. Ein andrer Versuch brachte seinem Hauptberater eine schwere Wunde bei. Sind etwa diese Mörder Anarchisten? Keineswegs — es sind nur irregeleitete junge Leute, die einem falschen Patriotismus zum Opfer fallen.

**) Ihm haben übrigens seiner Zeit Thumajan sowohl, als vor allem Professor J. A. Beed das Nötige in den Spalten von The Methodist Times erwidert.

sam gewesen, alle sind mit einem scharfen Messer an sie herangetreten, haben versucht und versuchen noch, ihr ein Stück nach dem andern vom Leibe zu schneiden. Ist sie denn schon ein Leichnam, den man ohne Bedenken zerfleischen darf? Was ist denn die armenische Kirche? R—t

Die Beleuchtung der Frauenfrage in Sarah Grands Romanen

2. The Heavenly Twins (Schluß)*)

Wir lernen nun das Leben in einer englischen Garnison kennen, das sich außer dem Lokalkolorit nicht wesentlich von dem Treiben unsrer Garnisonen unterscheidet. Konventionelle Moral, äußerliches Kirchentum, Klatsch, Vergnügungssucht, hinter guten Formen versteckte Roheit und Genußsucht. Eine Fülle von dem Leben abgelauschten Gestalten. Evadnes Abneigung gegen Heuchelei, Niedrigkeit und konventionelle Moral kommt in ihrem Verhalten und Auftreten oft derartig schroff zum Ausdruck, daß es Major Colquhoun mehr als unbequem wird. Ich glaube kaum, daß wir uns über diese Dinge einigen werden, erwidert sie gelegentlich. — Aber siehst du, wie gut es ist bei so grundverschiednen Anschauungen, daß wir nicht wirklich verheiratet sind?

Evadne, die anfangs Verkannte, findet auch hier Verständnis, und bald gilt es als Ehre, in ihrem Hause verkehren zu dürfen. Unter ihren Freunden sind namentlich zwei Frauen, die mit ihr eines Sinnes sind, und zwei Männer, ein englischer ritualistischer Geistlicher Mr. St. John und ein älterer Amerikaner Mr. Price. Die gebildeten Amerikaner gelten in England allen denen als Vorbild, die den Frauen eine den Männern ebenbürtige Stellung einräumen wollen.

Mr. St. Johns Mutter hatte zu den besten Frauen der alten Art gehört, Mr. Prices Mutter war schon eine Frau der neuen Zeit, und beide Söhne typische Repräsentanten der Erziehung, die sie genossen hatten. Der eine vertrat die Ritterlichkeit der Vergangenheit. Er war hochgesinnt, schlecht orientirt und ohne Voraussicht. Der andre betrog sich nicht mehr mit falschen romantischen Lebensvorstellungen. Er erkannte den Sitz des Uebels und legte die Axt an seine Wurzel, statt hie und da nur einen Zweig abzuhauen. An der Hand der Wissenschaft reichte sein Blick in die Zukunft.

Wir geben eine Unterhaltung der beiden wieder über die zunehmende Demoralisation der Männer.

Ja wohl, sagte Mr. St. John, dessen Abneigung, diese Dinge zu berühren, in seinen Mundwinkeln zu lesen war, es ist doch nie zu spät zur Umkehr. Ich glaube, die Dinge werden auch übertrieben. Jedenfalls thun die Männer später Buße, heiraten und werden allmählich respektabel.

Ja wohl, in der Regel heiraten sie, und das ist das Allerschlimmste. Denn kann die Reue eine angefressene Konstitution wiederherstellen? Kann sie verhindern, daß die Kinder des Säufers schwächlich und lasterhaft werden? oder die Töchter eines liederlichen Mannes zum Untergang prädestinirt sind durch das anererbte Gelüst nach den Lastern, deren Folgen ihre Väter aufgehoben wähnen, sobald sie Buße gethan haben? Sie überlegen gar nicht, daß der früher lasterhafte Mensch der Vater lasterhafter Kinder und der Großvater von Verbrechern wird. Ja, Sie, die Prediger, überreden die Frauen, solche Männer zu heiraten. Der Pakt ist vollkommen. Es handelt sich um Rettung und Genuß des Mannes. Ist Sünde dabei, damn the woman! Sie ist schwach, sie kann nicht wiedervergelten.

Entsetzliche Vorstellungen, rief Mr. St. John aus. Aber Gott sei Dank! ist das richtige Gefühl der Allgemeinheit gegen diese Art der Fortpflanzung.

Ja wohl, sagte der Amerikaner. Unglücklicherweise haben die Frauen aber nicht mit dem allgemein richtigen Gefühl zu rechnen, sondern mit dem verkehrten Gefühl ihrer Angehörigen.

Der Himmel verhüte, daß Frauen solche Sachen je erfahren!

Das sage ich auch, sagte Mr. Price. Augenblicklich läßt der Himmel es aber zu, daß sie zu Tausenden schmerzliche persönliche Bekanntschaft damit machen. Aber ich versichere Sie, die Empörung kocht seit lange im Flüsterton am Theetisch und in der Abgeschlossenheit stiller Zimmer, unter denselben zarten und feinen Frauen, die Sie in Unwissenheit lassen wollen über die Ursachen fast all ihrer Leiden, seelischer wie leiblicher — und wird bald den Siedepunkt erreicht haben!

Wissen Sie das bestimmt?

Ja. Und die Zeit ist reif zu gründlicher Untersuchung. Es ist die Frage, die allen andern voransteht und entweder ignorirt wird, bis die Gesellschaft durch die Zuchtlosigkeit, die sie gestattet, auseinanderfällt oder offen und ernsthaft in Angriff genommen. ... Sie, die Geistlichen haben,

*) Vergl. Nr. 39.

den besten Willen, das unterdrückte Geschlecht zu verteidigen, ihm zu helfen, Sie besitzen auch jede Eigenschaft dafür, sind nur nicht gewohnt, mit Thatsachen zu rechnen! Das Thema ist abstoßend genug. Vernünftige Menschen wenden sich mit Ekel davon ab, selbst wo es ihre Pflicht wäre, einzugreifen, und drücken sich darum unter verschiednen Vorwänden. ... Es ist Arbeit genug vorhanden für den, der sich stark fühlt. ... Der Augiasstall unsrer modernen Zivilisation muß gereinigt werden, und die Aufgabe ist schwieriger und wird größern Ruhm mit sich bringen als Herkules Werk, weil es für unmöglich gilt, sie zu vollbringen. ... Ich sehe wohl, wie Sie bei jedem meiner Worte zusammenzucken. ... Die Frauen verlangen gar nicht mehr als die Erlaubnis, ihr Brot auf ehrliche Weise zu verdienen. Aber die Mehrzahl der Männer sähe sie wahrscheinlich lieber auf der Straße. ... Ich bin überzeugt, die Schuppen werden Ihnen von den Augen fallen, und Sie werden erkennen, daß durch die verbrecherische Unterdrückung der Frauen jeder moralische Fortschritt seit Jahrhunderten aufgehalten worden ist. ... Die Frauen beschwören einen Sturm herauf, der sie umtoben wird, aber sie sind darauf gefaßt und werden deshalb nicht zurückscheuen. Eignet ihnen doch ein unfehlbares Vorherwissen in diesen Dingen, das uns Männern abgeht. Sie wissen, was sie thun und warum, und könnten uns ihre Motive klar legen, wenn wir nicht so voll thörichter Vorurteile wären. Wir leben in kritischen Zeiten, aber wie ein Landsmann von mir schreibt: Ich glaube, die Frauen werden uns retten. Ich bin nicht um das Schicksal der ältern Völker besorgt. Wir werden nicht durch unsre Sinnlichkeit und Laster von der Höhe unsrer gegenwärtigen Zivilisation in das Nichts zurücksinken, wie alle großen Nationen vor uns. Die Frauen werden es nicht zulassen! ... Es ist merkwürdig, daß die Geistlichkeit, während sie Vollkommenheit predigt, unentwegt ihr Bestes thut, um den Fortschritt zu hemmen. Ihr wollt nie glauben, daß eine Aenderung der Zustände zum Bessern möglich sei, bis der Fortschritt nicht mehr zu leugnen ist. Ihr hindert immer, statt die ersten zu sein, zu helfen und zu ermutigen. ...

Ich sehe nicht ein, inwiefern wir die Frauen bedrückt haben, warf Mr. St. John ein.

Das kann ich Ihnen sofort beweisen. Um gleich bei der Unterwerfung anzufangen, die Ihr immer gepredigt habt. Es ist noch nicht lange her, da brauchten wir Männer nur darauf zu bestehen, eine Sache sei recht oder notwendig, so glaubten uns die Frauen und fügten sich demütig darein. Wir sagten ihnen, sie seien im Vergleich mit uns nur Thoren — sie glaubten es. Wir sagten ihnen, sie seien Engel des Lichts, der Reinheit und Güte, deren Aufgabe es sei, uns zu heiraten und zu bessern und vor allem, uns zu bemitleiden und mit uns zu sympathisiren, wenn wir uns befleckt hätten — und sie glaubten es. Wir sagten ihnen, daß es ihnen auf moralische Rechtlichkeit und Reinheit bei uns gar nicht so sehr ankomme — und sie glaubten uns. Wir sagten ihnen, es mangle ihnen an Gehirn, sie dächten unlogisch, seien unvernünftig und unfähig zu denken in der wahren Bedeutung des Wortes, und, beim Zeus, sie nahmen das alles als gegebne Thatsachen hin; derart war ihr schönes Vertrauen in uns; sie versuchten nicht einmal zu denken — bis eines Tages, ich bin überzeugt ganz zufällig, eine Frau plötzlich unwillkürlich zu logischen Schlußfolgerungen gelangte. Ihr Gehirn war reicher Boden, obwohl ungepflügt; er begann von selbst zu grünen. Das war der Anfang vom Ende des alten Zustandes. Aber diese ganze Unrast und Empörung der Frauen gegen die alten, mißbräuchlichen Einrichtungen ist nur ein Anlauf der Natur, das Menschengeschlecht zu veredeln. Den Männern der Gegenwart wird es schlecht ergehen, wenn sie dem aufstrebenden Impuls widerstehen. Die Männer der Zukunft werden aber in jedem Fall guten Grund haben, sich zu erheben und ihre Mütter zu preisen.

Evadnes Verhältnis zu Major Colquhoun macht verschiedne Stadien durch. Sobald sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen erhebt, sprechen sie die Sache durch, gewöhnlich ohne eine Einigung zu erzielen, und lassen sie dann fallen.

Wäre irgend etwas in ihm gewesen, hätte er ihr das Gefühl seiner Ueberlegenheit in irgend einer Hinsicht beibringen können, so wäre ihre Liebe noch einmal wieder leidenschaftlich zurückgekehrt. So wie er war, betrachtete sie ihn nur als einen irrenden Mitmenschen, für den sie allmählich Mitleid und eine gewisse Art Zuneigung empfand, dem gegenüber sie sich aber für gewöhnlich auf höfliche Gleichgiltigkeit beschränkte.

Er hatte ihr, um ihr Empfinden umzustimmen, Romane wie „Nana," „Madame Bovary" u. s. w. zwischen ihre Bücher gestellt. Er fragt sie einmal darnach, und als sie ihm sagt, sie habe sie gelesen, ohne etwas hinzuzufügen, fragt er sie, was sie darin am meisten gepackt habe — „Das Leiden, George! das entsetzliche, nutzlose Leiden!" Es war ein Aufschrei der Qual, sie legte ihre Arme auf den Tisch und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Der Aufschwung, den Major Colquhoun zunächst durch ihren Einfluß nimmt, ist nicht von langer Dauer. Bald fällt er in seine alten Gewohnheiten des Trinkens, Spielens und Wohlgefallens an niedrer Gesellschaft zurück. Wenn sie ihn dann schweren, taumelnden Schritts nach Hause kommen hört, kann sie nur Gott danken, vor näherer Gemeinschaft mit ihm bewahrt geblieben zu sein.

Hätte sie auf ihn einwirken können, so hätte sie den Versuch machen müssen. Aber seine Lebensgewohnheiten waren schon fest ausgeprägt und zugleich Ausdruck seiner Natur. Nichts würde ihn mehr geändert haben, und je länger sie mit ihm lebte, um so tiefer befestigte sich ihr die Ueberzeugung, wie richtig und klug ihr Entschluß gewesen war.

Einmal klagt er sich an, ihr Leben ruinirt zu haben.

Nein, erwidert sie, sage das nicht. Mache dir keine Vorwürfe. Ich thue es auch nicht mehr, seit ich darüber nachgedacht habe. Das System trägt die Schuld, die Laxheit der Anschauungen, die jedermann gestattet, so ungeeignet er auch dafür sei, die heiligste aller menschlichen Verbindungen einzugehen. Heilige sollten in der Ehe ihren Lohn finden. Aber die Kirche mit ihrem seltsamen Mangel an Voraussicht, bewog die Heiligen dazu, sich in unfruchtbarem Zölibat abzuschließen, sodaß ihre Reinheit sich nicht ausbreiten konnte, während sie mit Lasterhaftigkeit durchtränkte Sünder ermunterte, ihre Elend ausstreuenden Neigungen von Geschlecht zu Geschlecht fortzupflanzen. Ich bin überzeugt, daß die Ehe zwischen würdigen Menschen, trotz aller Unvollkommenheiten, der Himmel auf Erden sein muß, weil sie jedem Bedürfnis unsrer Natur gerecht wird. Aber Ehen, wie sie täglich unter uns geschlossen werden, sind nur eine Erniedrigung der Hoheit des Menschen zum Tier . . .

Zuletzt fragt er:

Du würdest mich also geliebt haben, wäre ich ein andrer gewesen?

Sie war keine kaltblütige Natur, und er wußte es so gut wie sie. Sie war nur eine Frau des neunzehnten Jahrhunderts höherer Ordnung, mit so verfeinerten Sinnen, daß wenn ihre sittlichen Bedürfnisse in der Liebe nicht erfüllt wurden, ihr sittlicher wie ihr sinnlicher Mensch sich gleicherweise empört fühlte.

Ja, sagte sie einfach. Ich hätte dich geliebt. Kein Mann hat mir je Empfindungen erweckt wie du, als ich glaubte, du wärest so wie der Mann, der heiraten will, sein soll. Du warst für mich geboren. Warum, ach warum hast du nicht für mich gelebt? — Ich wünsche zu Gott, ich hätte es gethan! sagte er . . . — Du hast immer vorgehabt zu heiraten. Du hast in deinem Herzen das Ideal deiner Frau gehegt. Warum konntest du nicht so leben, daß du auch ihr Ideal gewesen wärst, wenn du ihr begegnetest? — Gott gebe, ich hätte es gethan! — Hast du nie daran gedacht, daß ein Mädchen so gut ihr Ideal hat, wie der Mann? Daß sie Reinheit und Wahrheit liebt und Erniedrigung und Laster mehr haßt als der Mann?

In der Theorie wohl, in der Praxis aber nehmen die Frauen ja einen jeden. Würden sie es genauer nehmen, thäten wir es auch.

Das ist unser Fluch — deiner und meiner. Wenn die Frauen es in der Vergangenheit genauer genommen hätten, wärest du ein guter Mann und ich heute eine glückliche Frau.

Mr. Price hatte Recht, wenn er den Eindruck von Evadnes Wesen dahin zusammenfaßte:

Sie scheint mir zu der neuen Art Frauen zu gehören, die anfangen unter uns aufzutauchen, die ein höheres Ideal von ihren Pflichten hegen als das, was die Männer für sie ausgeklügelt haben. Ich glaube, sie wird jeden Versuch, ihr oder ihrem Geschlecht im großen und ganzen überflüssiges Leiden aufzubürden, als eine Beleidigung zurückweisen.

Evadnes und Major Colquhouns oben mitgeteiltes Gespräch sollte für ihre Zukunft verhängnisvoll werden. Er bat sie, so lange er lebe, möge sie sich nie auf öffentliche Reformpläne oder dergleichen einlassen. Es würde zu lächerlich sein, wenn sein Name mit Bestrebungen zur Hebung des weiblichen Geschlechtes in Verbindung gebracht würde. Da sie damals keine bestimmten Aufgaben vor sich sah, gab sie das Versprechen.

Zu den vielen Menschen, deren Bekanntschaft wir in dem Buch machen, gehört auch der Bischof Beale und seine Familie, die schon in „Ideala“ erwähnt werden. Mrs. Beale ist eine herrliche Frau, aber ganz nach der alten Art. Warmherzig, mitfühlend, unerfahren in den Wegen der Welt, mag sie in dem Aufschwung ihrer Frömmigkeit, dem innern Frieden ihrer Seele und fühlbaren Gemeinschaft mit dem Herrn nicht gestört werden durch Gedanken an das viele Böse, die vielfachen Erscheinungsformen der Sünde, die sie doch nicht abthun kann. Ihre Tochter Edith wächst in vollkommener Reinheit und Unschuld auf, und die ganze Luft, in der diese Frauen atmen, ist von aller irdischen Gemeinheit ungetrübt. Mutter und Tochter sehen einmal von ihrem Wagen aus eine arme Landstreicherin mit ihrem Kinde ohnmächtig am Wege liegen. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, sie in den Wagen zu nehmen; sie mögen sich nicht in schmutzige Verhältnisse einlassen. Sie schicken später ihren Diener hin, um sie ins Armenhaus zu bringen, aber zu ihrer Freude ist sie nicht mehr aufzufinden. Zarter Gesundheit halber bringt Mrs. Beale einen Winter zugleich mit Evadne in Malta zu, wo ihrer Tochter Zuneigung zu einem Jugendgespielen, einem Offizier, zur Verlobung führt. Dieser junge Wüstling ist bis in die kleinsten Züge hinein vorzüglich beobachtet und lebendig geschildert. Evadne, von Haus aus befreundet mit Beales, ist durch diese Verlobung erschüttert: „Du wirst doch nicht diesen abscheulichen, schlechten Menschen heiraten?“ Was in ihren Kräften steht, thut sie, um die Freundin von diesem Schritt zurückzuhalten, aber vergeblich. Ediths Liebe ist so groß, daß sie sich zutraut, selbst wenn Evadne Recht hätte, aus ihrem Verlobten zu machen, was sie will. Evadne setzt ihr aus einander, dies ihr Gefühl für ihn sei gar nicht Liebe; — alles, was sie erreicht, ist, daß sie die Freunde an ihrem Zartgefühl irre macht. Die Sache nimmt ein furchtbares Ende. Die schöne, blühende Edith ist schon nach einem Jahre krank und welk; ihr Kindchen ein Anblick, den jedermann flieht, ihr Mann ihrer überdrüssig und ihr untreu; und als sie durch Zufall gar entdeckt, daß jenes Mädchen, daß sie damals an der Straße liegen sahen, eine verlassene Geliebte von ihm war, endigt ihre Krankheit in Wahnsinn und Tod.

Dies Erlebnis macht einen unheilvollen, unheilbaren Eindruck auf Evadne. Klimafieber kommt dazu, und, ein Schatten ihres frühern Selbst, kehrt sie nach Europa zurück. Ihr Mann erhält in dem Wohnort ihrer Tante ein ehrenvolles Kommando, und wir verlassen Evadne, gebrochen an Leib und Seele.

Der letzte Teil des Buches hält nicht, was das Vorhergehende verspricht; er erscheint fast überflüssig. Wir lesen die Aufzeichnungen eines Arztes, der genau Tagebuch führt über die Eindrücke, die ihm Evadne macht. Ihre geistige und moralische Entwicklung ist mit der Verneinung des Naturgrundes ihrer Ehe zurückgedrängt und verkümmert. Die pathologischen Beobachtungen und die Diagnose des Arztes auf „Hysterie“ wirken peinlich.

Evadne ist durch die Kämpfe ihres Lebens aufgerieben und krank. Da ihre Natur nach Bethätigung verlangt, sie aber ihrem Mann das Versprechen gegeben hat, nicht in die Fragen, die ihr am Herzen liegen, einzutreten, versinkt sie in ein ungesundes Traumleben, und überläßt sich nur angenehmen Phantasien. Aber diese werden mächtiger als sie. Sie bleiben nicht einlullend, ja sie fühlt Anwandlungen zu Handlungen, deren Verwerflichkeit sie gar nicht mehr empfindet. Es ist augenscheinlich die Absicht der Verfasserin, darzuthun, daß die herrschenden Zustände bei uns auch eine gesunde Natur, die sich ihnen nicht beugen will, zu Grunde richten müssen.

Nach mehrern Jahren stirbt Oberst Colquhoun und hinterläßt Evadne nur Schulden. Der Arzt, der sie lange geliebt hat, heiratet später die gemütskranke Frau, ohne daß das Glück, das sie in seiner Gemeinschaft, im Besitz gesunder Kinder empfindet, das Dunkel, das ihr Leben unheimlich überschattet, völlig zu lichten vermöchte.

Die Gestalt des Arztes selbst, Dr. Galbraith ist nicht scharf umrissen und erregt bei aller Vortrefflichkeit kein lebhaftes Interesse. Die Stärke der Verfasserin liegt überhaupt nicht in vertiefter, durchgearbeiteter Charakteristik. Wo sie nach dem Leben schildert, wie augenscheinlich bei Ideala, Evadne und den Gestalten der Zwillinge, ist alles greifbar, abgerundet und konsequent. Die Mehrzahl ihrer Gestalten sind aber nur gut und scharf beobachtete Typen, ohne tiefern persönlichen Kern. So Evadnes Eltern, selbst Oberst Colquhoun. Auch den idealen Männern nach ihrem Herzen scheint sie im Leben nicht begegnet zu sein; wenigstens haben sie alle etwas Unbestimmtes, Farbloses, Verschwimmendes. Doch ist es unmöglich, in gedrängter Fassung eine Vorstellung von der Mannigfaltigkeit der Gestalten zu geben, die in diesem Buche an uns vorüberziehen.

Da ist z. B. der Herzog, der alte Sünder, Großvater der Zwillinge, der aus Angst vor den Höllenstrafen katholisch geworden ist. Wir hören viel von Kirchentum und Frömmigkeit der ritualistischen Art, die Mr. Price als Mittel bezeichnet, Schmerzen einzulullen, ohne die Wunden zu heilen. Doch sind die Vertreter dieser Richtung keineswegs ungerecht geschildert. Der eifrige kleine Bischof zwar mit einem leisen Anflug von Ironie. Und doch, wer müßte ihm nicht gut sein um der warmen Ueberzeugung seiner Bestrebungen willen? Ebenso der Dekan, der hohe Geistliche der Aristokratie, der Christus wesentlich um seiner hohen Abstammung willen verehrt. Wäre er nur des Zimmermanns Sohn, so würde sein Opfertod ihm eine be-

sondre Bewunderung abnötigen. Kultur- und kirchengeschichtlich sind die zufälligen Einblicke in die Art der Religiosität dieser in der englischen Kirche heute herrschenden Richtung höchst merkwürdig: eine Anbetung, die sich bis zur Ekstase steigert, ein Versenktsein in die fühlbare Gegenwart des Erlösers, die fast Vision wird und einen starken Zug sinnlicher Mystik verrät. Auch Ideala hat anglokatholische Vorstellungen.*) Sie möchte z. B. gern das heilige Abendmahl feiern. Sie glaubt aber an die Wandlung, und der Gedanke Fleisch und Blut zu essen, erregt ihr Ekel. Und Evadne:

Evadne war in ihrer religiösen Anschauung durchaus konventionell. Wie die meisten Leute heutzutage, war sie ein treues Glied der Kirche, ohne irgendwie Christin zu sein. Sie liebte ihren Nächsten nicht als sich selbst, und that auch nicht so. Aber sie ging regelmäßig zur Kirche und folgte der Liturgie mit thätiger Anteilnahme, zur Freude der Geistlichkeit und sich selbst zur Linderung. Sie behauptete wenigstens immer, der Gottesdienst beschwichtige sie. Sie war aufrichtig empört, wenn sich jemand dabei unehrerbietig benahm, und stimmte in den klingendsten Unsinn einer Hymne mit völligem Ernst ein und ohne ihn wahrzunehmen. In diesem Punkte war sie gar nicht originell. Sie konnte mit Inbrunst hersagen: Es ist meine Pflicht, meinen Nächsten zu lieben als mich selbst und allen Menschen das zu thun, was ich möchte, das sie mir thäten, und beim Ausgang aus der Kirche Mrs. Chrimes schneiden und tief verletzen, weil sie das Unglück hatte, die Frau eines Gerbers und „nicht von Familie" zu sein. Sie war eben in diesen Anschauungen groß geworden ....

So ist sie auch ohne religiösen Halt und Trost. Sie empfindet nur das Furchtbare der Hilflosigkeit allen Leidens. Sie sieht alles aus einer Quelle fließen, die sie nicht stopfen kann. In der gedankenlosen, stumpfen Ergebung früherer Zeiten erkennt sie nur eine Vermehrung des Uebels; es offenbart sich ihr wohl darin die tiefe Wahrheit, „daß der Geist übertriebner Selbsthingabe als romantischer Instinkt nur Thorheit ist."**) Aber sie fühlt nicht, daß Gott das Geheimnis von Leben und Leiden in Händen hat, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Ja, von einem innern Freiwerden unter äußerer Drangsal hat sie keine Vorstellung. Es fehlt beiden Büchern der warme religiöse, eigentümlich christliche Hauch, der, was man auch über ihre Verneinung der kirchlichen Entwicklung des Christentums denken mag, Mrs. Humphrey Wards Bücher wie der Duft einer köstlichen Narde durchzieht. C B

Bücher und Schriften

(Lebensfragen) Aus den Papieren eines Denkers herausgegeben von August Sperl. München, Oskar Beck, 1894. 223 S. 3 Mk.

In später Abendstunde nach vollbrachter Tagesarbeit greift der gefeierte bayrische Schulmann Christian von Bomhard zur Feder und schreibt über die mannigfachsten Themata kurze geistvolle Aufsätze. Es sind keine Monologe und keine für die Oeffentlichkeit bestimmten Essays, sondern ein Privatissimum für seinen Sohn. Selbst durch schwere innere Kämpfe hindurchgegangen will er mit seiner teuer erkauften Erfahrung dem Sohne als Führer und Wegweiser dienen, auch dann noch, wenn die Lebenswege sich geschieden haben. Es sind flüchtige Aufzeichnungen, die dadurch an Reiz gewinnen, daß sie das frische Kolorit der unmittelbaren Konzeption tragen — aber Sache und Inhalt sind nicht extemporirt, sondern die Frucht der Studien und der Erfahrung des Schreibers. Tief im Gedanken, treffend in der Form des Ausdrucks behandeln die einzelnen Blätter 116 verschiedne Gegenstände, darunter: Menschenkenntnis, Selbstschau, Lebensmitte, Schliff, Geld, Examen, Stichwörter, Liebhabereien, Freundschaft, Neigungen u. s. w. in bunter Folge. Aus jedem Blatte tritt uns ein ganzer Mann entgegen, eine gereifte, harmonische Persönlichkeit, fest gegründet in einer wahrhaft christlichen Lebensanschauung, ausgestattet mit einer umfassenden philosophischen Bildung. Wer Aufsatz um Aufsatz liest, wird wohl da und dort ein Fragezeichen machen und in manches Urteil, wie z. B. in das allzuherbe über Goethe und das Weimarer Kunstleben, nicht einstimmen, aber so oft er das Buch zur Hand nimmt, wird er es hoch befriedigt niederlegen, um wieder und wieder zu ihm zurückzukehren. Seine Lektüre ist reiferen Gymnasiasten und Studenten sehr zu empfehlen. Es wird dem Leser gehen, wie dem Herausgeber, dem es während der Umarbeitung und Herausgabe des Manuskripts zu Mute wurde, als ob dieser anscheinend so anspruchslose Denker ihn allgemach mit seinem eignen Denken und Fühlen gefangen nähme und hineinzöge in den Bann seiner eigenartigen Persönlichkeit. Es ist viel, aber nicht zuviel behauptet, daß diese väterlichen Worte zum Besten gehören, was je das Alter zur Jugend gesagt hat. G—r

*) Vgl. Nr. 38.

**) Vgl. Robertsons Lebensbild, zweite Auflage, Seite 35.

(Weltschöpfung, Sintflut und Gott) Die Urüberlieferungen auf Grund der Naturwissenschaft, erklärt von Arthur Stenzel. Braunschweig, Rauert und Rocco Nachf., 1894. 4,50 Mk.

Der Verfasser will „zur Lösung der Rätsel der Urzeit ein Scherflein beitragen." Er beginnt mit einer Verherrlichung der Wissenschaft. „Nur allein die Wissenschaft hat uns den Schlüssel in die Hand gedrückt zu dem großen Werke der Aufklärung, hat uns von dem Joche des blinden Glaubens mit seinen Auswüchsen von Fanatismus und Wahnsinn befreit." Aber so weit wir auch gekommen seien — „es ist vor allem noch nicht gelungen, den Anfang der menschlichen Geschichte festzustellen und den Ursprung des Gottesglaubens und der Religion nachzuweisen." Schuld daran sei die Lückenhaftigkeit der alten Berichte, ferner die falsche chronologische Anordnung sowie die Entstellung der Traditionen. Dem Verfasser liegt es fern, „die Tradition a priori für falsch zu erklären oder sie gar in den Bereich der Fabel und müßigen Erzählung zu verweisen" — er will sie vielmehr mit Hilfe der Wissenschaft ihres Gewandes, ihrer Maske der Ausschmückung entkleiden und ihre eigentlichen Fundamente bloßlegen; dann „werden wir ein Fundament besitzen, auf dem das neue Gebäude der natürlichen Erklärung der Urüberlieferungen sicher und fest errichtet werden kann" u. s. w.

Das ungünstige Vorurteil, das die Einleitung erweckt, wird durch die Darlegung selbst nur bestätigt. Wissenschaftliche Unbefangenheit sucht man bei dem Verfasser, der ein Anhänger der Darwinschen Theorie ist, vergeblich. Er will nachweisen, wie der Gottesglaube entstanden und welches der ursprüngliche Gottesbegriff ist, sagt aber da: „darüber sind alle vernünftig Denkenden heutzutage längst im Klaren, daß es einen persönlichen Gott nicht giebt und auch nie gegeben hat." (S. 141). — Ganz kurz die „Ergebnisse" seiner Arbeit. Bei den biblischen wie bei den andern Schöpfungsgeschichten handelt es sich nicht um eine Schöpfung im eigentlichen Sinne, sondern nur um eine Neuschöpfung, eine Erneuerung der bereits vorhandnen Welt bezw. der Erde. Die Menschen waren, als sie vor sich ging, längst vorhanden. Sämtliche Kosmogonien der Tradition sind „Beschreibungen eines großen Ereignisses der Urzeit, das so einschneidend in das Geschick der Völker gewesen ist, daß diese sämtlich ihre Geschichte mit demselben beginnen — Beschreibungen des Ereignisses der Sintflut." (S. 64.) Die Schöpfungsgeschichten sind nämlich mit den Sintflutberichten identisch und unterscheiden sich nur dadurch von ihnen, daß sie nicht den Anfang und Verlauf, sondern das Ende der großen Flut, also die Neuschöpfung nach der Verwüstung durch die Katastrophe behandeln. (S. 65) Auf Grund der Untersuchung der biblischen Sintflutgeschichten und ihrer sonstigen Parallelen kommt Stenzel zu dem Resultat: „die Sintflut hat zur Zeit der Herbsttag- und Nachtgleiche ihren Anfang genommen und Ende Oktober oder November ihr Ende erreicht." (S. 140) Ein Komet (elohim), der bei diesem schrecklichen Ereignis (zufällig! S. 176) am Himmel stand, hat den Anlaß zur Entstehung des Gottesglaubens (sowie der allgemein verbreiteten, sonst unerklärlichen Kometenfurcht) gegeben. Die Identifizirung des Sintflutkometen mit dem Septemberkometen vom Jahre 1807 ergiebt, „daß die Sintflut sowie die Neuschöpfung im Jahre 3332 v. Chr. zur Zeit der Herbsttag- und Nachtgleiche stattgefunden hat." (S. 177) Die nächste Sintflut wird unsre Erde voraussichtlich im Jahre 7132 unsrer Zeitrechnung heimsuchen — „doch wird man bis dahin wohl so klug geworden sein, dem Verhängnis möglichst zu entgehen." (S. 180)

Quid plura? Nur einige Bemerkungen. Eine phantastischere und willkürlichere Auffassung des biblischen Berichtes, als Stenzel sie giebt, ist kaum denkbar. Es ist unglaublich, wie er mit der hebräischen Sprache umspringt. Ueber seine etymologischen Erörterungen kann man nur den Kopf schütteln. Ein Beispiel: das hebräische elohim ist verwandt mit ol „stark sein," bedeutet indes in seiner Stammform el nichts weiter als „hell," griechisch *ελ*, womit wiederum die Worte *Ἕλληνες*, *ἑλήνη* (ein übrigens völlig unbekanntes Wort), ferner *σέλας*, *σελήνη*, lateinisch sol zusammenhängen, weiter auch *πελλος*, lateinisch pullus, deutsch fahl, auch Bel, Abel, Apollo, Baldr, Hölle, woraus zu ersehen ist, daß man unter Elohim ein lichtes Himmelswesen (eben jenen Kometen) verstanden habe! (S. 11 f.) Das genügt. Schreib- oder Druckfehler wie *κὰτ' ἐξοχῆν* sind unter diesen Umständen nur Kleinigkeiten. — Was die Schrift dennoch interessant macht, ist die Zusammenstellung der verschiednen kosmogonischen Sagen in der Völkerwelt; aber eigentlichen Gewinn wird niemand aus dem Buche ziehen können. Wenn auch andre Vertreter der Naturwissenschaft in solchen Bahnen wandeln wollten, so würden sie ihre Wissenschaft bald bei unsern urteilsfähigen Gebildeten in Verruf bringen. Doerne

(Die Bremer Schulbibel) Seitdem wir zuletzt in diesen Blättern über die Schulbibelfrage*) berichteten, hat sich die Sache überraschend schnell und günstig entwickelt. Hatte noch anfang 1891 das Kgl. Konsistorium der Rheinprovinz Bedenken getragen, die Einführung des biblischen Lesebuches von Völker an einer Schule Düsseldorfs zu gestatten, so wurde im August 1893 einer Berliner höhern Privatmädchenschule der Gebrauch desselben Buches vom preußischen Unterrichtsministerium gestattet und das „Biblische Lesebuch" (nicht die „Schulbibel") in ganz Preußen für zulässig erklärt. Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin gab sein Urteil dahin ab, „daß der in dem biblischen Lesebuch gebotene Auszug besser, als es die ganze Bibel oder die biblische Geschichte für die Schule darbieten kann, ein geeignetes Hilfsmittel werden könne, die reifere Jugend in den Gebrauch und das Verständnis der heiligen Schrift einzuführen." Das Königlich Sächsische Ministerium genehmigte es für eine Leipziger Schule, und in Württem-

*) Vgl. Christl. Welt 1892 Nr. 28 und 1893 Nr. 43.

berg wurde im April 1893 die Genehmigung für alle höheren Mädchenschulen des Landes ausgesprochen. In Weimar hat die Synode, auch ihre strenggläubigen Mitglieder, eine Schulbibel verlangt, und die Schulinspektoren haben die Sache schon lange auf ihre Tagesordnung gesetzt und nur das Erscheinen der Bremer Schulbibel erwartet.

Als Schreiber dieser Zeilen vor vier Jahren an die Ausarbeitung der Geschichte der Schulbibel ging, und als er bald darauf Mitarbeiter wurde an der Bremer Schulbibel, hätte er doch einen so schnellen Sieg der guten Sache nicht zu hoffen gewagt. Immer lauter spricht sich nun die öffentliche Meinung in Zeitungen und Versammlungen dafür aus, so die Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht, die Mitteilungen für Bibelgesellschaften und Bibelfreunde, der Schleswigsche Sonntagsbote, die Schleswig-Holsteinische Schulzeitung, der Jahresbericht für Volksschulen 1892, der für höhere Schulen 1892, die Zeitschrift für weibliche Bildung, die Lehrerin, der Reichsbote u. a. — Ebenso haben sich zahlreiche Versammlungen für die Sache erklärt, so die Rheinischer Mädchenschuldirektoren im Dezember 1890 in Düsseldorf, deren Antrag, wie oben berichtet, von der Behörde abgelehnt wurde; die Seminarlehrerversammlungen 1892 in Eckernförde und in Uetersen, wo die Forderung einer Schulbibel „vielfach Anklang fand."

Besonders rührig sind die Religionslehrer an Gymnasien. Am 12. April 1892 waren deren dreiundzwanzig aus Schlesien in Breslau versammelt und erhoben gegen den Vorschlag des Gebrauchs einer Schulbibel in Quarta (Senior Decke in Breslau) „keinen Einspruch." Zwei Jahre darauf, am 27. März 1894, beschließt dieselbe Versammlung — diesmal sinds neununddreißig — einstimmig: „Dem Religionsunterricht ist in allen Lehranstalten, höhern wie niedern, eine Schulbibel — am besten die Bremer — zu Grunde zu legen." Die Schleswig-Holsteinische Versammlung am 4. November 1893 in Neumünster beauftragte einige ihrer Mitglieder, die Frage nach einem geeigneten biblischen Lesebuche zu prüfen. Ueberaus gründlich und sehr entschieden war die Verhandlung der Rheinischen Religionslehrer am 24. Mai 1894 in Düsseldorf. Nicht weniger als fünf Vorträge (zwei über die Notwendigkeit einer Schulbibel und drei über vier Schulbibeln) wurden gehalten, zweiundsiebzig Männer nahmen teil an der Beratung, darunter Generalsuperintendent Baur, Provinzialschulrat Dr. Münch, Professor Camphausen. Direktor Jägers, eines frühern Gegners der Schulbibel, Vorschlag wurde einstimmig angenommen: „Es ist eine vom Standpunkt des christlichen Erziehers nicht länger abzuweisende Forderung, daß dem Religionsunterricht, zum mindesten auf der untern und mittlern Stufe, ein Bibelauszug zu Grunde gelegt werde." Von den besprochenen vier Bibeln hielten die meisten die Bremer für die geeignetste.

Welche Wandlung in wenig Jahren! Sie ist herbeigeführt durch das neuerwachte religiöse Leben in Kirche und Schule, durch den neuerwachten Eifer für die Erziehung unsrer evangelischen Jugend gerade in dieser ihr sittliches und religiöses Leben so vielfach bedrohenden Zeit und durch die rührige Arbeit auf diesem Einzelgebiete, als deren schöner Abschluß uns die Bremer Schulbibel erscheint. Durch sie ist die ganze anderthalb Jahrhundert lange Arbeit nach vielen, vielen Irrungen endlich an dem gewünschten Ziele angelangt.

Ueber diese Bibel darum hier noch ein kurzes Wort! — Die Ausstattung (Druck, Papier, Band) ist ganz vorzüglich, der Preis (2 Mk.) außerordentlich billig; alle Anstöße sind beseitigt. Der Wortlaut entspricht meist dem der durchgesehenen Bibel. Er sollte ihm ausnahmslos entsprechen! Leider hat man geglaubt, ihn modernisiren zu müssen, und hat an vielen Stellen das alte Gepräge der Luthersprache getilgt. Solange wir aber in der Schule noch lesen: es ist ja doch kein andrer nicht (Luther); bist vor Schmerzen suchen gangen (Tag des Zorns); bei Fleming sobald er mir gebeut; bei Luise Henriette: aus der Erden, der Höllen, das Herze, ich gläube; in Goethes Iphigenie: man rühmet, glaubet, ein ehern Band, ein einsam Alter, was ich worden wäre, so lange kann und soll auch die Bibel solche Formen wahren. — Es ist sehr viel weggefallen. Das erste Buch Moses umfaßt 44 Seiten, das zweite 25, das dritte 4, das vierte 14, das fünfte 13, Josua 11, Ruth 3, Chronik 3. Es fehlen 35 Psalmen, das Hohe Lied, Obadja, Nahum ganz. Meist muß man sich mit diesen Kürzungen einverstanden erklären, aber oft fragt man sich doch vergeblich: warum? Es wäre gewiß vielen Freunden dieser Bibel willkommen, über die Gründe, die hie und da den Ausschlag gaben, etwas zu erfahren. Warum sind z. B. 1. Kön. 2, 5—9 die Blutbefehle weggeblieben, die David noch auf dem Sterbebette giebt? Etwa, um ihn zu schonen? Solch eine Rücksicht, meinen wir, durfte nicht walten. Woher die Lücken in Epheser 3? — Die beigefügten Erklärungen sind oft willkommen, oft scheinen sie überflüssig, oft wird man sie vermissen. So bedarf der Name Jesu der Uebersetzung nicht, aber wenn Seth übersetzt wird, warum nicht auch Noah, da doch an beiden Stellen (1. Mose 4, 25. 29) die Namengebung im Bibelworte begründet wird?

Die so umfangreichen Auslassungen und die eingefügten Erklärungen verleihen dem Buche, wie wir meinen, den Charakter eines biblischen Lesebuchs, nehmen ihm den einer Bibel, auch einer Schulbibel.

Trotz dieser doch immerhin unbedeutenden Aussetzungen stehen wir nicht an, dies biblische Lesebuch für vorzüglich zu erklären. — Nun kann man die Geschichte Abrahams, das schöne Büchlein Ruth, viele der schönsten Abschnitte, in denen oft ein einziger Vers störte (Ps. 51 Joh. 3. Thess. 5) ohne Anstoß lesen; nun kann man den Kindern die Bibel ohne die Sorge in die Hand geben, daß sie etwa selbständig darin lesen, ohne die Hoffnung, daß sie über vieles hinlesen werden; nun endlich kann die Bibel im Religionsunterricht die Stellung einnehmen, die ihr gebührt, sie hat dem Katechismus nicht mehr nur Be-

legstellen zu liefern, seine Wahrheit zu beweisen, sondern es kann nun gezeigt werden, daß ihre Wahrheit im Katechismus steht. Dix

(Christliche Theologie und sozialistische Weltanschauung) Ein Wort zur Verständigung von Dr. A. Kalthoff, Pastor in Bremen. Berlin, Wiegandt. 60 Pfge.

Das Verhältnis von Christentum und Sozialismus beschäftigt heute viele Köpfe und Herzen. Eine Schrift mit obigem Thema kommt darum sehr zeitgemäß. Die vorliegende ist interessant und mannigfach anregend. Wir empfehlen ihre Lektüre trotz ihrer völlig falschen Anschauung von der Religion im Christentum. Der Verfasser geht davon aus, daß vielfach christliche Theologie und sozialistische Weltanschauung als völlig unvereinbar gelten. Doch fehle es heutzutage nicht an Annäherung von beiden Seiten. Das Resultat seiner Arbeit ist, daß die sozialistische Weltanschauung — nicht etwa mit dem sozialdemokratischen Programm zu verwechseln — im Grunde den präzisesten Ausdruck für alle die Probleme enthalte, die „unsrer Theologie schon seit einem Jahrhundert vorschweben." Er gelangt dazu durch eine Untersuchung der Begriffe der Religion, des Gottesbegriffes und der Moral. Die christlich-theologische Anschauung von der Religion müsse, meint Kalthoff, die Wahrheit dem wissenschaftlichen Sozialismus eines Marx und Engels zugeben, daß auch die ökonomischen Verhältnisse die Religionen mitgebildet hätten und das Volk doch zuerst wirtschaftlich bestehen müsse, ehe es Religion haben könne. Das Letztere ist uns natürlich klar, jenes in Bezug auf Christentum und Protestantismus mehr als zweifelhaft. Kalthoff fordert, ohne sich der sozialdemokratischen Partei zu verschreiben, wirtschaftliche Aussöhnung mit dem bestehenden Sozialismus, ehe an religiöse zu denken sei — richtig im Sinne des oben Zugegebnen und der Notwendigkeit, als Vorbedingung einer religiösen Volksseelsorge zuvor eine Beseitigung des Hungers und der ärgsten Not anzustreben. Des Verfassers Wunsch, daß dann die Religion der „Brennpunkt werde, in dem sich alle Strahlen der Freude und des Dankes sammeln für das, was das Leben Gutes und Großes gewährt," teilen wir. Nur ist daran festzuhalten, daß der Dank des Christen auch für Leid und Kreuz bestehen bleiben muß. Der Atheismus des jetzigen Sozialismus ist für Kalthoff nur ein Protest gegen einen „logisch konstruirten Gott," der, wie er meint, „oft der große Unbekannte ist, hinter dem die Menschen sich verstecken, wenn ihr Witz am Ende ist, dem sie die Verantwortung für alles aufbürden, wofür sie selber die Verantwortung nicht übernehmen mögen" (S. 12); unannehmbar sei ein Glaube an ein Wesen, gleich einem „asiatisch-despotischen Gewaltherrscher," der in schrankenloser, an kein Natur- und Sittengesetz gebundnen Willkür waltet. Wie anders erscheine dem gegenüber der pantheistische Gott (S. 16)! „Er offenbart in jedem Erdenstäubchen die Wunder seines Lebens, er wächst mit der unendlichen Welt selber!" Er sei eine Wohlthat für das moderne Denken von der in sich geschlossenen Einheit der Welt, aus der kein Denken entfliehen könne (S. 14), ja er soll im Gewande der Poesie und des Symbols gepriesen und auf das Tiefste empfunden werden! Wird einem solchen Gott, fragt Kalthoff, noch der heutige Sozialismus atheistisch gegenüberstehen? Nein, und die Theologie solle diesem Gottesglauben ein neues wissenschaftliches Fundament geben.

Daß diese Betrachtung lediglich ästhetisch-philosophisch ist und der vergangnen romantischen Epoche auch des theologischen Denkens angehört, leuchtet ein. Es giebt freilich noch viele Gebildete — denn für diese wäre der pantheistische Gott doch allein da —, die diesen künstlerisch vielleicht glänzenden, aber religiös seichten Pantheismus für wertvoller ansehen als ein Christentum, das von Jesus lernt, an die lebendige, heilige Vaterpersönlichkeit im Himmel fest und willensstark zu glauben im Leben und im Sterben als den Sieg, der die Welt des Bösen und des Uebels in und um uns überwindet — aber jene Salonreligion ist nicht der starke und gesunde Gottesglaube unsers Herrn, und seinen Namen wollen wir von jenem üppigen Phantasiegebilde, das den sündigen Willen nicht umwandeln kann, gewiß fern halten. Wir vertrauen vielmehr, daß der wirkliche Jesus, den uns die historische Forschung unsrer Tage nur immer deutlicher zeigt, noch die Kraft hat, mit seiner Religion des persönlichen Gottes diese auch in allen Teilen unsers Volkes wieder zu erwecken, sie ist ja gerade Glaube für die Unmündigen. — Sehr gut sind dagegen, um damit zu schließen, Kalthoffs Gedanken über die Harmonie von Sozialismus und christlicher Theologie in Bezug auf die Moral. Hier treffen wir uns wieder mit dem Verfasser als Theologen, wenn wir von seinem Protest gegen die Offenbarung einer Moral absehen, der von seinem allen Supranaturalismus ablehnenden Standpunkt nur folgerichtig ist. Die Forderung, die gewöhnlichen moralischen Begriffe über Eigentum, Familie, menschliche Persönlichkeit zu Gunsten des Sozialismus zu revidiren, ist berechtigt. Das Eigentum ist ein Gut, vom Einzelnen für die Gesellschaft zu verwalten, der er darüber Verantwortung schuldig ist; die Familie ist zuvor wirtschaftlich, später rechtlich zu schützen; die Persönlichkeit ist nur ein dienendes Glied in der Gemeinschaft der Geister, diese wirklich suchend, Gerechtigkeit für jeden anerkennend — das sind Gedanken des Sozialismus, die christlich sind. Der Verfasser stellt es dar, als habe die christliche Theologie diese dem Sozialismus zu verdanken; ja, das ist richtig, aber doch nur dem Sozialismus Jesu, dem wahren religiösen und sittlichen, aus dem jene nur Folgerungen sind, zu denen wir im Hinblick auf die heutige Zeit gelangen, die im Glauben an Jesus aus der Theorie zur That und Wahrheit werden. Die klare Orientirung sowohl der christlichen Theologie als des Sozialismus an Jesu Person hätte Kalthoff erst zur wirklich befriedigenden Lösung geführt. Denn auf ihr beruht das Recht der Theologie, sich als „christlich" zu bezeichnen, und ihr souveräner Mut, einem ungläubigen Sozialismus den religiösen entgegenzustellen. v B

Quittung

Für das evangelische Hospiz in Rom: je 10 Mk. von A H, Frankfurt und P S, Elberfeld; 5 von Sch, Rostock; 2 von N N, Eltville. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 41 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Wissenschaftl. Ferienkursus für Geistliche in Bonn

16.—18. Oktober 1894

Themata der Vorträge: Prof. Lic. Dr. Bratke: Die in den zwei letzten Jahren bekannt gewordnen Entdeckungen auf dem Gebiete der ältesten christlichen Litteratur.
Prof. D. Grafe: Die neusten Forschungen von Harnack, Zahn, Jülicher und Spitta über die urchristliche Abendmahlsfeier.
Prof. Lic. Meinhold: Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte.
Prof. Lic. Ritschl: Die Entwicklung der systematischen Theologie von 1800—1850.
Prof. D. Sell: Urchristliche und moderne Mission, verglichen nach Geschichte, Methode und Erfolg.

Die Vorträge beginnen, damit die Teilnehmer wenn möglich Retourbillets benutzen können, am Dienstag den 16. Oktober erst 10¹/₄ Uhr, sonst 8¹/₄ Uhr morgens präcis, jedesmal im Evangelischen Gemeindehause, Neugasse 2. Abends an jedem der drei Tage Diskussion in der Kaiserhalle.

Wegen freier oder billiger Quartiere wolle man sich in den Tagen vorher brieflich an Herrn Stiftsinspektor Lic. Meyer im Evang. Stift, Weberstraße 16, wenden und nach Ankunft dort anfragen.

Evangelische Theologen aus Rheinland und Westfalen, sowie aus den benachbarten Provinzen sind herzlich eingeladen.

Der Vorstand:

Pastor D. Link, Coblenz, Vorsitzender — Professor D. Sachsse, Dekan der evang.-theol. Fakultät
Pastor Brockhaus, Dortmund — Pastor Simon, Bielefeld — Pastor Stursberg, Bonn

---

Seine Verlobung mit Fräulein Luise Bischoff, Tochter des Herrn Hauptmanns a. D. Oskar Bischoff und seiner Frau Gemahlin Pauline, geborene von Jenisch in München, beehrt sich den Freunden anzuzeigen

Frankfurt a. O., am 1. Oktober 1894.

Paul Göhre.

Cand. min. sucht zum 1. Oktober oder später **Prädikanten- oder Hauslehrerstelle.** Offerten an die Exped. der Chr. Welt unter **F K 100** erbeten.

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
→ Illustr. Kataloge gratis. ←
Wilh. Rudolph
in **Giessen Nr. 162**
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. Zimmer, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Evangelium oder Menschensatzung? Die Greifswalder Petition in Sachen des neuen preußischen Agendenentwurfs erläutert, angegriffen, verteidigt. Zur Orientirung für die Verhandlungen der bevorstehenden Generalsynode. Zweite Aufl. Preis 50 Pfg.

Heydecke, C., Die rechte christliche Gottesverehrung. Ein Beitrag zur Beurteilung des „Entwurfs von Formularen für die Agende der Evangelischen Landeskirche Preußens." Preis 1 Mk.

Heyn, J., Offener Brief an Herrn Hofprediger a. D. Stöcker in Sachen des christlichen Gewissens und der evangelischen Freiheit, nebst Beleuchtung der von Herrn Stöcker versuchten Antwort. Preis 30 Pfg.

C. A. Schwetschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung in Braunschweig.

Lipsiusstiftung

Das Vermögen der Lipsiusstiftung beträgt jetzt infolge weiterer Zuwendungen 5617 Mk. 28 Pfge. Die Zinsen sollen, da zur Zeit eine satzungsgemäße Verleihung nicht geboten ist, in diesem Jahre zum Kapital geschlagen werden. Der geschäftsführende Ausschuß hat Oberkirchenrat S. Dreyer in Meiningen, Superintendent Rudloff in Wangenheim bei Gotha und Professor D. Wendt in Jena kooptirt.

Soeben erschien:

Hoffmann, H., Pastor D., **Eins ist not.** Ein dritter Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Brosch. 5 Mk. 60 Pf., gbd. 6 Mk. 60 Pf.
——, **Christblumen.** Eine Sammlung von Ansprachen zu Christvespern. Zweite Aufl. Brosch. 80 Pfge., hübsch gebunden 1 Mk. 20 Pfge.

Frühere Werke desselben Verfassers:

Die Bergpredigt des Herrn Jesu Christi. In vierzehn Predigten ausgelegt. 1 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 2 Mk. 40 Pfge.
Unterm Kreuz. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. 2. verm. Aufl. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.
Kreuz und Krone. Ein Jahrgang Predigten meistens über freie Texte. Brosch. 5 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 6 Mk. 60 Pfge.
Sünde und Erlösung. Zwölf Predigten in der Fasten- und Osterzeit. Zweite Aufl. 1 Mk. 60 Pfge., in Geschenkband 2 Mk. 40 Pfge.
Der Heilsweg. Vier Predigten. Zweite Auflage. Brosch. 1 Mk. 20 Pfge., in Geschenkb. 2 Mk.

R. Mühlmanns Verlag (Max Große), Halle a. S., Schulstr. 10.

Die von Oktober ab im II. Jahrg. bei **Fr. Frommann in Stuttgart** erscheinende Halbmonatschrift

Die Wahrheit,

herausgegeben von

Chr. Schrempf,

monatlich 2 Hefte 8°, vierteljährlich 1,60 Mk.

bringt in den ersten Heften Aufsätze von Theob. Ziegler, J. Baumann-Göttingen, Wilh. Bode u. a.

Rücksichtslos ist das Blatt, wo es die Sache will, aber nie verletzend, selbst bittern Worten merkt man das Verlangen zu heilen an.

Abonnements bei Buchhändlern und Postanstalten. Probehefte unberechnet und postfrei vom Verleger.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow, Leipzig

Das Judenchristentum in der religiösen Volkserziehung des deutschen Protestantismus

von einem christlichen Theologen

Broschirt 2 Mark

Haus Philadelphia in Godesberg am Rhein

Alumnat für Knaben aus der Diaspora

Wer sich mit der Versorgung von konfessionell gefährdeten Kindern aus der Diaspora beschäftigt hat, wird oft in die Lage gekommen sein, Eltern, die in fast ganz katholischer Gegend leben, für ihre höherer Bildung bedürftigen Söhne die rechte Unterkunft verschaffen zu helfen.

Es sind das oft Landpfarrer, Lehrer, Beamte aller Art, Kaufleute u. dgl., Leute, die in ihren Häusern auf eine gediegene, evangelische Erziehung halten, von den katholischen höhern Schulen aber mit Recht einen übeln Einfluß auf die Herzensbildung ihrer Söhne befürchten. Ihre Mittel sind oft gering, sodaß sie nicht einmal imstande sind, den geringen Pensionspreis von 600 Mk. an den bekannten evangelischen Alumnaten (Gütersloh, Höxter, Mörs, Trarbach u. s. w.) neben Schulgeld und andern Ausgaben für Kleidung, Reisen, Wäsche u. s. w. zu erschwingen. Und doch kommen bekanntlich vielfach die trefflichsten Talente und Charaktere aus derartigen Familien.

Es entsprechen aber auch die genannten Alumnate nicht einmal den Zielen, die Gott vielen dieser Knaben der Diaspora durch ihre Begabung gesteckt hat. Die Alumnate sind nur für Gymnasiasten berechnet, da sie eben nur mit Gymnasien in Verbindung stehen. Für die, die eine Realbildung suchen, weil sie Beamte, Kaufleute u. dgl. zu werden wünschen, fehlt es an einem wohlfeilen Alumnate, das mit einer realistischen höhern Bildungsanstalt auf echt evangelischer Grundlage in Verbindung steht.

Eine solche Anstalt ist in Godesberg das evangelische Pädagogium. Es bietet in Dreiteilung:

1. vollen Gymnasialunterricht bis Prima,
2. vollen Realgymnasialunterricht bis Prima,
3. den vollständigen lateinlosen Unterricht einer höhern Bürgerschule bis zu der öffentlichen Entlassungsprüfung.

Neben dem vom gläubig-evangelischen Geiste erfüllten vollständigen Unterrichte legen die Lehrer ein großes Gewicht auf die sorgfältigste christliche Erziehung jedes einzelnen Knaben.

Ein Kreis von Freunden evangelischen Lebens hat sich nun zusammengethan und in dem auch andern damit harmonirenden Zwecken dienenden Hause Philadelphia ein Alumnat eingerichtet, in dem der jährliche Pensionspreis nur 450 Mk. beträgt, zahlbar in drei gleichen Raten, am 2. Januar, 16. April, 15. September. Der Herr Rektor Kühne ermäßigt für solche Knaben das Schulgeld von 120 Mk. auf weniger, je nach Bedürfnis, bis 50 Mk.

Die Verpflegung ist kräftig und reichlich, wenn auch einfacher, als in den teuern andern, mit dem Pädagogium verbundnen Pensionaten. Der Verkehr im Hause ist christlich gemütlich, unter Leitung eines geistlichen Inspektors.

Nur solche Knaben finden Aufnahme und die angegebnen niedrigen Geldbedingungen, über die ein Nachweis ihrer Begabung und ihres bisherigen Fleißes, sowie ihres guten Betragens geliefert wird.

Anmeldungen von Zöglingen nehmen entgegen namens des Vorstandes: Kaufmann G. A. Schlechtendahl und Verlagsbuchhändler D. B. Wiemann in Barmen und Pastor Axenfeld in Rüngsdorf bei Godesberg.

Godesberg, den 31. Juli 1894

Der Vorstand des Hauses Philadelphia

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von Reuther & Reichard, Verlagsbuchhandlung in Berlin und Wilhelm Rudolph, Pianoversandgeschäft in Gießen